

Zeitschrift: Schweizer Pioniere der Wirtschaft und Technik
Herausgeber: Verein für wirtschaftshistorische Studien
Band: 26 (1973)

Artikel: Else Züblin-Spiller (1881-1948)
Autor: Schnyder, Moia
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1091072>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.03.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ELSE ZÜBLIN-SPILLER

1881—1948

Als Soldatenmutter während des Weltkrieges 1914—1918 und später als Leiterin und Präsidentin des «Schweizer Verbandes Volksdienst», der heute aus der schweizerischen Volkswirtschaft nicht mehr wegzudenken ist, wurde Else Züblin-Spiller zu einem Begriff.

Welch starke Persönlichkeit muß diese Frau gewesen sein, daß sie ihr Anliegen durchsetzen konnte, in einer Zeit, da die Frau erst schüchtern begann, sich ihren Platz in der Wirtschaft und im öffentlichen Leben zu erobern.

Herkunft und Jugend

Am 1. Oktober 1881 wurde Else Spiller als jüngstes von drei Kindern in Seen bei Winterthur geboren. Mit zweieinhalb Jahren verlor sie ihren Vater, Johann Heinrich Spiller.

Die Spillers waren in Elgg beheimatet, und erstmals taucht die Familie 1623 in Urkunden auf, indem der Schwarzfärber Andreas Spiller (vermutlich über Bregenz aus dem Riesengebirge kommend) auf Wohlverhalten hin in Elgg aufgenommen wurde.

Johann Heinrich Spiller war 1845 geboren. Als Monteur für Gas- und Wassereinrichtungen der Gebr. Sulzer in Winterthur kam er weit in der Welt herum. 1872 heiratete er Marie Ursula Peter, die Tochter eines Tagelöhners aus Seen; zwölf Jahre später starb er an Tuberkulose. Seiner Witwe, damals 33 Jahre alt, blieben nur wenig Barmittel, und sie war zu stolz, um eine Armenunterstützung für ihre Kinder anzunehmen. Eine Stelle in der Fabrik schlug sie aus; als Enkelin eines Spinnereiarbeiters im Tößtal, inmitten von armseligen Fabrikarbeitern aufgewachsen, hegte sie seit ihrer Kindheit eine tiefe Abneigung gegen Baumwollspinnereien und Webereien, gegen Fabriken ganz allgemein. Sie erwarb in Wallisellen ein kleines

Heimwesen mit etwas Bauernwirtschaft und einem großen Garten. In dieser Umgebung konnten die Kinder herrlich spielen. Elses Spielgefährten waren ein gelber Kater und Mörli, das schwarze Hündchen; sie wollte Tierbändigerin oder «sonst etwas Großes» werden.

Das Einkommen und die Mittel zum Lebensunterhalt blieben knapp, die Mutter und die beiden größeren Buben mußten hart arbeiten, auch die kleine Else, obwohl ein zartes, eher kränkliches Kind, half tüchtig mit.

Der erste Vormund der Kinder war ein Schnapstrinker und Müßiggänger; er wurde abgelöst durch Ludwig Forrer aus Winterthur, den noch kaum bekannten Advokaten, den späteren Bundesrat, der sich schon damals stets in selbstloser Weise für die Armen eingesetzt hat. 1886 heiratete die Mutter ihre Jugendliebe, Adrian Widmer aus Seen; der stattlich schöne Stiefvater liebte die drei Kinder seiner Frau wie eigene, er nahm seine Vaterpflichten ernst, und die Familie lebte zufrieden, wenn auch die häufige Krankheit der Mutter Sorgen bereitete.

Die Schule war Else von Anfang an verhaßt, und sie war froh, als sie die obligatorischen Schuljahre absolviert hatte. Später erwarb sie sich durch Selbststudium ein beträchtliches Wissen, und nie hat sie bereut, nicht länger zur Schule gegangen zu sein.

Mit zu ihrer geistigen Entwicklung gehört wohl auch, daß sie als Halbwüchsige von der jungen Frau eines Stadtmissionars und deren heiter unbeschwertem Glauben fasziniert war — im Gegensatz zum ernsten Protestantismus ihrer Mutter.

Von der schweren Krise der neunziger Jahre wurde auch der Vater betroffen. Die Siebzehnjährige wollte, konnte nun nicht länger Haustöchterchen spielen, sie mußte mitverdienen. Ihre romantischen Vorstellungen vom Arbeiten und Geldverdienen wurden bald ernüchtert. An ihrer ersten Stelle in einer Papierhandlung in Zürich (1898) arbeitete sie für vierzig Franken monatlich bei Sechstageswoche zehn Stunden im Tag und oft mehr; vor ihrem Chef und seinen Zornausbrüchen fürchtete sie sich jeden Morgen schon beim Erwachen, und damals hat sie erfahren, «wie es Menschen zumute ist, die unterdrückt werden und die an Minderwertigkeitsgefühlen leiden».

Tapfer hielt sie fast zwei Jahre durch, dann — eine Portion Reise- und Abenteuerlust wird dabeigewesen sein — versuchte sie ihr Glück im Hotelfach. Im ersten Hotel im Engadin aber war die Behandlung so übel, daß sie sich nachts davonmachte. Ihr Stolz ließ sie diese Niederlage nicht zugeben.

Sie wollte nicht nach Hause zurückkehren, und selbständig hatte sie sich bereits in einem Hotel in St. Moritz beworben. Voller Erwartungen wanderte sie in der Morgenfrühe dorthin. Sie wurde freundlich empfangen und auch später stets gut behandelt. Sie mußte aber schwer arbeiten mit ihren 18 Jahren, und sie empfand den krassen Unterschied zwischen den reichen, vom Luxus umgebenen Fremden und den Angestellten, die auch sonntags von morgens sechs bis abends elf Uhr arbeiteten und in schäbigen Kämmerchen wohnten. Eine Saison blieb sie in St. Moritz und kehrte im Herbst 1900 nach Zürich zurück, um viele Erfahrungen reicher, die ihr später, viel später, sicher oft eingefallen sind.

Journalistin und Redaktorin

Zunächst arbeitete Else wieder in Papierhandlungen und von 1904 an im Druckereibüro des Verlages Jean Frey. Damals begann sie, neben der strengen Arbeit im Büro, kleinere Aufsätze und Berichte für verschiedene Landzeitungen zu schreiben; es drängte sie, was sie sah und erlebte, in Worte zu fassen und mitzuteilen — und sie brauchte dringend den zusätzlichen Verdienst. 1908 war der geliebte Stiefvater gestorben, und die Mutter war von nun an ganz auf die Unterstützung ihrer Tochter angewiesen. Im Jahr 1909 starb ihre Schwägerin, sie hinterließ vier Kinder von vier bis elf Jahren; ihr Gatte, Elses Bruder, ein gebrochener Mann, ging ins Ausland. Else Spiller, nun achtundzwanzig, nahm die Kinder zu sich und sorgte fortan für eine sechsköpfige Familie; an eigene Wünsche oder Zukunftspläne war nicht mehr zu denken. Immerhin war ihre Mutter, damals 59 Jahre alt, noch rüstig; sie nahm Else die Haushaltsorgen ab, die Kinder selbst halfen mit. Nur so war es möglich, daß sie neben dem zehnstündigen Bürotag noch schreiben und später Vorträge halten konnte.

Sie schrieb — und sie schrieb gut — hauptsächlich Reisebilder, Theaterkritiken und Berichterstattungen über Veranstaltungen aller Art, auch feuilletonistische Arbeiten, diese meist über soziale Fragen. Was sie schrieb, wurde gedruckt; bald veröffentlichte auch die «Neue Zürcher Zeitung» ihre Aufsätze.

Im Frühsommer 1911 ging ihr sehnlichster Wunsch in Erfüllung, als Jean Frey sie in die Redaktion der «Schweizer Wochenzeitung» aufnahm und ihr die Redaktion der «Schweizer Hauszeitung» übertrug. Sie war die

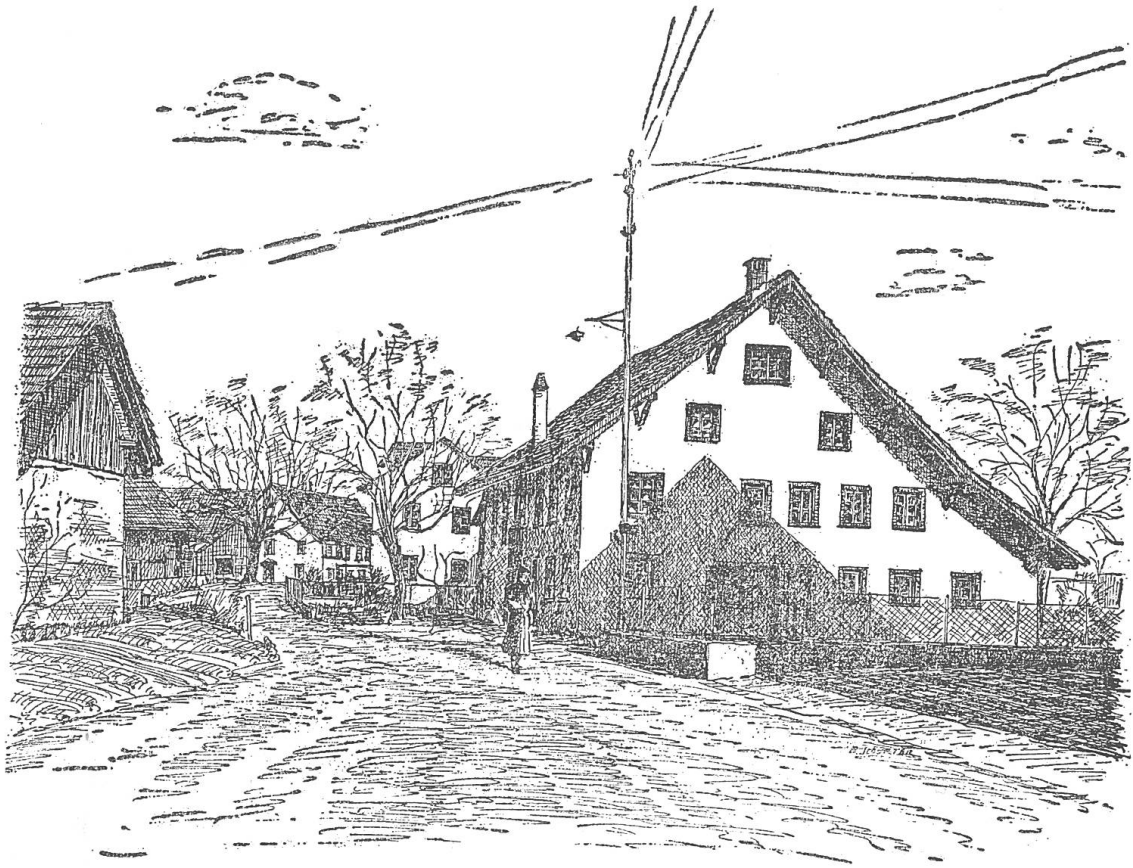
erste Redaktorin einer politischen Zeitung in unserem Land. Mit dem größeren Einkommen gelang es ihr nun, ihre Familie durchzubringen. Ihr mühsames und anstrengendes Doppelleben konnte sie endlich aufgeben und sich ganz dem Journalismus widmen. Vormittags besorgte sie im Büro die redaktionellen Arbeiten, und nachmittags und oft abends und bis spät in die Nacht hinein schrieb sie. Sie erhielt nebenher von Verkehrsvereinen und Bahngesellschaften größere Aufträge, und so entstanden in dieser Zeit außer unzähligen Zeitungsartikeln eine ganze Reihe von Reiseführern hauptsächlich über die Schweizer Alpen.

Eine Beschreibung der Bernina-Bahn, «Bernina-Zauber» überschrieben, beginnt sie:

«Aus dem winterlichen Nebel der Großstadt bin ich an einem Sonnentag in das schönste Hochtal der Schweiz gekommen: in das Engadin. Noch sind mir die grauen Gassen in Erinnerung gewesen, die sich wie schmutzige Bäche zwischen hohen Häusermauern hindurchziehen und auf denen so oft mißmutige Menschen aneinander vorüberhasten. Wochenlang hatte sich die Sonne nicht mehr im Tale gezeigt, und ein dumpfer Druck war allmählich über die Seelen gekommen. Die Sonne zu suchen, ging ich fort.»

Es war ein wundersamer Zufall, der sie an einem Vortragsabend Nationalrat Eduard Sulzer-Ziegler (1854—1913) kennenlernen ließ, den Mitinhaber der Maschinenfabrik Gebrüder Sulzer in Winterthur, die als eine der ersten Wohlfahrtseinrichtungen für ihre Arbeiter geschaffen hatte. In manchen Diskussionen über Arbeiterfragen weckte er ihren politischen Sinn und förderte, indem er ihre oft nicht ganz ausgereiften Ideen geduldig korrigierte, ihr Verständnis für diese Probleme.

Er war es auch, der ihr das Geld vorstreckte, um ein eigenes Haus zu bauen; die Wohnung in Wiedikon war für die sechsköpfige Familie seit je zu klein, und diese Enge wirkte auf Else Spiller bedrückend. Im Herbst 1911 konnte sie mit ihrer Familie in das neue Heim inmitten eines schönen Gartens an der alten Landstraße in Kilchberg ziehen. Täglich hat sie sich daran gefreut, und jeden Morgen vor der Arbeit ging sie in den Garten und bewunderte jedesmal aufs neue die Weite und die herrliche Aussicht über den See und in die Berge.



Das Geburtshaus Else Spillers an der Bollstraße in Seen bei Winterthur, abgebrochen 1957
(aus dem «Landboten» vom 15. Juli 1957).

Soziale Tätigkeit: Heilsarmee und Kinderhilfstage

In Else Spillers Artikeln traten soziale Fragen immer mehr in den Vordergrund; sie, die schon früh die Schattenseiten des Lebens kennengelernt hatte, war gereift und vermochte die Armut und Hilflosigkeit anderer zu verstehen. Auf diese Not aufmerksam zu machen, hier zu helfen, war ihr Anliegen, und so hat sie z. B. während Jahren in der Weihnachtszeit mit Aufrufen in der «Neuen Zürcher Zeitung» für Arme, Alte und Kinder gesammelt.

Auf der Suche nach Stoff für ihre Aufsätze und Berichte kam sie eines Abends in das Nachtsyl der Heilsarmee in Außersihl. Von dem Geschauten war sie tief beeindruckt, und bald trat sie in enge Zusammenarbeit mit der Heilsarmee und besorgte fortan deren Pressedienst. Sie wurde nie Salutistin und half vielleicht als Außenstehende dem Werk auf ihre Weise umso mehr; sie selbst lernte aus dieser Beziehung für ihr späteres Leben Ent-

scheidendes, vor allem nicht mit Almosen, sondern in der Hilfe zur Selbsthilfe zu helfen; auch den Wert einer guten Organisation lernte sie bei der Heilsarmee schätzen. Für die Heilsarmee unternahm sie in den folgenden Jahren Studienreisen nach Deutschland, Holland, England und Frankreich, wo sie den Luxus der Jahrhundertwende sah und in den Elendsvierteln die selbstlos aufopfernde Hilfe der Salutistinnen kennenlernte. Das Erlebte hielt sie in vielen Berichten fest, denen 1909 das Buch «Was ist, was will, was tut die Heilsarmee» folgte, dessen erste Auflage nach wenigen Wochen vergriffen war, und dann 1913 der Bericht «Von der Not des Lebens». Weit herum im Kanton Zürich berichtete sie in Vorträgen von ihren Erlebnissen in den «Schlammvierteln moderner Großstädte». Ihre Vorträge müssen zündend gewesen sein; ihr großartiges Lebenswerk scheint nicht denkbar ohne ihre Gabe zu reden, überreden und überzeugen. Ihre Sprache war bildhaft und ergreifend, ihrer Zeit verhaftet, erscheint sie uns heute vielleicht überschwenglich und gefühlsbetont, doch vermag sie immer noch anzusprechen und zu fesseln. So schreibt sie etwa in «Slums» über ihre Eindrücke in Londons Armenviertel Whitechapel:

«Da ist vor allem Frau Sorge zu Hause. Hier trägt sie ein unsäglich abstoßendes Gewand, und fast scheint es mir ein Wagnis, hineinsehen zu wollen in das Meer von Not und Elend, das die Wellen hier zusammenschlägt. Was nützt im Grunde genommen all' unser Entsetzen vor der Fülle der Traurigkeit, die mit jedem Schritt auf diesem Pflaster uns entgegentritt und mit hohlen Augen um Linderung fleht. Hier hilft weder ein bloßes Erbarmen noch eine gedankenlose Geldspende, die in dem Schlund der Armenviertel verschwindet. Da kann nur derjenige helfen, welcher sein eigenes Leben opfert.»

Else Spiller wollte nicht nur erzählen, wachrütteln wollte sie, und sie forderte nicht Mitleid, sondern Verantwortungsgefühl, Gerechtigkeit und reine Menschenliebe.

Sie selbst war bereit zu helfen, und sie empfand es als wunderbar, wie das Schicksal sie immer wieder mit Menschen und Ereignissen zusammenführte, die ihr Anregungen und Gelegenheit gaben zum Helfen. Anlässlich einer Reise nach Dänemark erlebte sie 1910 den ihr unvergeßlichen Kinderhilfstag in Kopenhagen, an dem während des ganzen Tages berühmte Künstler in den Straßen der Stadt spielten, Blumen verkauften und für arme und kranke Kinder Geld sammelten. Die ganze Bevölkerung machte mit bei dem lustigen Treiben und spendete großzügig und gern.

In Zürich gelang es ihr, verschiedene Damen für den Plan zu gewinnen, auch in ihrer Stadt einen solchen Tag durchzuführen. Aus der Zusammenarbeit mit Frau Professor Frieda Haab-Sidler wuchs eine tiefe, über dreißig Jahre dauernde Freundschaft. Die Ältere und Erfahrenere konnte Else in vielem raten, sie fördern, und vor allem verstand sie es, Elses Glaube an sich selbst und an die Richtigkeit ihres Tuns zu stärken. Sie hat später Else Spiller den Eingang in die Zürcher Gesellschaft geöffnet, indem sie sie mit den Leuten zusammenbrachte, die dort etwas zu sagen hatten und ihr bei ihren Aktionen behilflich sein konnten.

Viele freiwillige Helfer und Helferinnen, Vereine und Chöre wurden aufgeboten, und am 11. Juni 1911, einem strahlenden Frühsommertag, fand der erste Zürcher Kinderhilfstag statt, der mit Darbietungen aller Art von morgens sechs Uhr bis spät in die Nacht hinein dauerte und den Reinertrag von 142 000 Franken brachte. 1913 wurde der Kinderhilfstag wiederholt, und er trug, obwohl damals Streikstimmung herrschte, abermals mehr als 140 000 Franken ein. Der größere Teil davon war in Arbeiterquartieren gesammelt worden.

Dreißigjährig hatte sich Else Spiller einen Namen gemacht, nicht nur als Journalistin und Rednerin, auch als Organisatorin der Kinderhilfstage.

Der Erste Weltkrieg

Als die Schweizer Soldaten anfangs August 1914 zum Grenzdienst aufgeboden wurden, dachte niemand daran, daß dieser Krieg länger als ein paar Wochen dauern könnte, und für diese Zeit wollte man die Notunterbringung in Kauf nehmen. Erst nach der Schlacht an der Marne bereitete sich die Schweizer Armee, besonders im Jura, auf einen längeren Grenzschutz vor.

Mit Zentrum in Delsberg stand das erste Armeekorps unter Oberstkorpskommandant Audéoud; von Basel bis Bonfol und St. Immer waren in all den kleinen Dörfern des Juras Soldaten untergebracht; Schulhäuser, leere Fabriken, auch Bauernhäuser waren belegt. Die Mannschaften waren oft in Scheunen und Ställen in stickiger Luft so eng beisammen, daß sie knapp Platz zum Liegen hatten; Aufenthaltsräume gab es kaum. Im Sommer, als man sich im Freien aufhalten konnte, hatte man diesen Zustand toleriert; mit einbrechender Herbstfeuchtigkeit und Winterkälte wurde er unerträglich.

lich. Die Soldaten drängten sich in die oft einzige Wirtschaft des Ortes, wo sie sich bei Schnaps und Wein erwärmten.

Nicht nur die schlechten Unterkunftsverhältnisse trieben die Leute ins Wirtshaus, auch die in vielen Fällen ungenügende Verpflegung. Die Tagesportionen der Mannschaften waren zu Beginn der Mobilmachung erhöht und nach neuen Ernährungsgrundsätzen vielseitiger gestaltet worden. Sie setzten sich zusammen aus 650 g Brot, 300 g Fleisch, 125 g Käse und 150 g Gemüse sowie 2–3 dl Milch, Kaffee oder Kakao. Diese Quantitäten, ohnehin schon knapp berechnet, wurden im Verlauf des Krieges den Vorräten und Verhältnissen entsprechend mehrmals reduziert und sanken während der Rationierung auf 400 g Brot, 275 g Fleisch und 50 g Käse. Überdies wurde die Verpflegung von den Küchenchefs, die damals nicht speziell ausgebildet waren, nicht immer mit der nötigen Sorgfalt zubereitet. Viele Soldaten, denen der ewige Spatz mit Suppe, die Suppe mit Spatz nicht nur verleidet, auch zu wenig nahrhaft war, mußten sich für verhältnismäßig viel Geld im Wirtshaus verköstigen, was bei einem Tagessold von 80 Rappen bis 1 Franken ins Gewicht fiel.

Soldatenstuben

Ende Oktober 1914 besuchte Else Spiller als Journalistin eine Sitzung des Bundes abstinenter Frauen im «Karl dem Großen» und hörte, wie der Krieg auch in unsere Armee Not und Elend brachte. Sorgenvoll berichteten Frauen von ihren Männern und Söhnen, die nun schon seit Monaten an der Grenze standen und sich nach einem trüben, oft beschäftigungsarmen Tag aus lauter Langeweile dem Trunk ergaben; sie, die Frauen, mußten zu Hause hilflos zusehen, wie der ganze Sold in Alkohol aufging.

Man war sich einig, daß etwas geschehen mußte. Aber was konnten Frauen schon für Soldaten tun. In dieser Ratlosigkeit schlug Else Spiller vor, es solle jemand Kontakt mit dem Armeestab in Bern aufnehmen, um zu erfahren, wie man sich dort zu diesen Problemen stelle; es solle sich überdies jemand im Jura, wo die Verhältnisse am besorgniserregendsten waren, umsehen.

Die Frauen gaben Else Spiller den Auftrag zu dieser Erkundungsfahrt. Am 9. November fuhr sie nach Bern, und schweren Herzens stieg sie die Treppen zum Bundespalast empor. Als sie ihren ehemaligen Vormund,

Bundesrat Forrer, nicht antraf, ging sie zum Armeearzt, Oberst Hauser, den sie nicht kannte. Er empfing sie etwas zurückhaltend, und als sie gar von alkoholfreier Truppenverpflegung sprach, verwahrte er sich dagegen, den Weinbauern Schaden zuzufügen. — Von da an vermied Else Spiller das Wort «alkoholfrei» wenn immer möglich, doch hielt sie an dem Grundsatz fest.

Der Armeearzt ließ sich überzeugen, und in einer Mitteilung an alle Divisionsärzte machte er auf die Bestrebungen des Verbandes aufmerksam und empfahl, sie zu unterstützen. Er führte Else Spiller persönlich in das Sanitätsdepot Bümpliz, wo ein holländisches Ehepaar eine gemütliche Soldatenstube mit Kaffeeausschank und Gebäckverkauf eingerichtet hatte, und hier fand sie eine erste Anregung: Neben preiswerten Speisen und alkoholfreien Getränken brauchte es ein bißchen Behaglichkeit, eine gemütliche Stube, wo sich die Soldaten nach dem Dienst wohl fühlen, wo sie abends sitzen, lesen, schreiben und plaudern konnten.

Immer wieder sollte Else Spiller ähnliche Erfahrungen machen, zunächst hörte man ihr mit Argwohn zu, hatte für solch frauenzimmerliche Pläne ein mitleidiges Lächeln, doch alle, mit denen sie in den folgenden Tagen zusammenkam, ließen sich von ihrem sicheren Auftreten imponieren und von ihrem Optimismus anstecken, alle halfen, wo sie konnten. Bundesrat Forrer gab ihr Empfehlungsschreiben für die höheren Offiziere; vom Armeestab wurde ihr ein Auto zur Verfügung gestellt, und der Divisionsarzt der Dritten Division, Oberst Rikli, begleitete sie auf ihren Rekoszierungsfahrten durch den Jura. Die Offiziere empfingen sie meist freundlich, und bald verlor Else Spiller ihre anfängliche Scheu vor militärischem Gold. Schon in den ersten Tagen konnte sie auf die tatkräftige Unterstützung des Kommandanten der Dritten Division, Oberstdivisionär Wildbolz, zählen.

Im kalten Novemberregen zeigte sich das Soldatenleben von seiner trübsten Seite und trostloser, als sie es sich vorgestellt hatte: die Kantonnements unfreundlich, meist kalt und feucht, manchenorts nur spärlich mit Petrol Lampen beleuchtet, die Wirtshäuser überfüllt, stickig und lärmig; wer nach der langen Dienstzeit kein Geld mehr besaß, mußte in Ställen und Hausgängen vor dem Wetter Schutz suchen.

Die Idee der Soldatenstuben nahm immer mehr Form an. In den überfüllten Dörfern, wo es vor allem an Platz fehlte, suchte Else Spiller, keine Mühe und Hindernisse scheuend, selbst nach einem geeigneten Raum;

alles war ihr gut genug, Schöpfe und Remisen, Werkstätten und Speicher, wenn es sein mußte auch Hühnerställe.

Schon am dritten Tage konnte in einer Turnhalle und einer alten Uhrmacherwerkstatt mit dem Einrichten der beiden ersten Soldatenstuben begonnen werden. Die Soldaten selbst halfen tüchtig mit, verfertigten Bänke und Tische, Gestelle und das Buffet, und mit bescheidensten Mitteln wurden diese ungemütlichen Räume in heimelige Stuben verwandelt.

Am 22. November 1914 wurden die beiden ersten Soldatenstuben in Bassecourt und Glovelier eröffnet! Die Kuchenvorräte, die für sechs Tage berechnet waren, verschwanden in zwei Stunden.

In Frau Marta Wyß, Frau Dr. Wyß-Peyer und in ihrer Freundin, Amalie Zeller, fand Else Spiller ihre drei ersten Helferinnen, die ihr während langer Jahre treu blieben. Viele Frauen und Mädchen meldeten sich in der ersten Begeisterung zur Übernahme einer Soldatenstube, doch wurden an die Soldatenmütter, wie man sie bald nannte, große Anforderungen gestellt; es galt sparsam zu haushalten, manchmal auf gar altertümlichen Holzherden zu kochen, mit primitivsten Einrichtungen zu backen und abzuwaschen, und es wurde von ihnen viel Nächstenliebe und Takt verlangt, denn immer sollte die Soldatenmutter ein freundliches Wort haben, anhören und raten können, wenn einer mit seinen Sorgen zu ihr kam — und doch die nötige Distanz wahren. Es brauchte zudem etlichen Mut und Ausdauer, um eine Soldatenstube an oft abgelegenen Ort unter schwierigsten Verhältnissen zu führen.

Bis Weihnachten 1914 konnte der «Schweizer Verband Soldatenwohl» dreißig Soldatenstuben einrichten; dies war möglich dank der tatkräftigen Unterstützung, die das Werk vom Armeestab erhielt, vorab durch den Generalstabschef, Oberst Sprecher von Bernegg. In einem Empfehlungsschreiben ersuchte er die Offiziere, «den Frauen mit Rat und Tat an die Hand zu gehen». In seinem Haus war Else Spiller bald ein gern gesehener Gast.

Gemäß einem Befehl des Armeekriegskommissärs, Oberst Obrecht, gingen Brennmaterialien und Beleuchtung der Soldatenstuben sowie die Verpflegung der Soldatenmütter zulasten der Truppenkassen; überdies waren für den Transport von Waren Transportgutscheine auszustellen; eine Ordonnanz half beim Reinigen des Lokals, beim Tragen von Wasser, Milch und Holz. Dagegen übernahm der Verband «Soldatenwohl» das Mobiliar und die Kücheneinrichtung.

Es wurde sparsam gehaushaltet, und dennoch reichte das anfängliche Betriebskapital von Fr. 10 000.—, Beiträge von zwei Abstinenzorganisationen, nirgends hin; es mußten Schulden gemacht werden, manchmal griffen Else Spiller und ihre Helferinnen in die eigene Tasche. Ein zündender Presseaufruf von Else Spiller, unterschrieben von hohen Offizieren, brachte noch vor Weihnachten 1914 Fr. 37 000.—. Auch in der Folge erhielt der Verband immer wieder Spenden, und bald trug der Betrieb der Soldatenstuben trotz äußerst knapp kalkulierter Preise laufend Barmittel ein.

Aus den anfangs belächelten «frauenzimmerlichen Plänen» war eine das ganze Land umfassende Organisation geworden. Was Else Spiller im kleinen improvisiert begonnen hatte, wurde nun im großen geplant.

Schwierigkeiten bereitete neben der Suche nach geeigneten Lokalitäten und nach Personal immer wieder die Finanzierung. Ein zusätzliches Problem bedeuteten die vielen überraschenden Dislokationen der Truppen. Dadurch konnten Soldatenstuben nicht langfristig vorbereitet und mußten manchmal beinahe über Nacht eingerichtet werden. Bis 1920 wurden in allen Gegenden der Schweiz tausend Soldatenstuben eingerichtet, offen standen gleichzeitig rund 180. Die günstigste Verschiebung und die beste Ausnützung des Mobiliars konnte da einzig eine zentrale, flexible Leitung garantieren. Else Spiller und der vierköpfigen Betriebskommission wurde deshalb jede Handlungsfreiheit eingeräumt.

Trotz allen Anfechtungen ist Else Spiller dem Grundsatz der Abstinenz treu geblieben, und der Verband hat damit gute Erfahrungen gemacht. Tatsächlich waren in der Folge weniger Disziplinarfälle wegen Trunkenheit zu verzeichnen; die Wehrmänner gewöhnten sich an die alkoholfreien Getränke, im Winter an warmen Tee, Kaffee, Milch und Schokolade, im Sommer an kalten Kräutertee und Süßmost.

Dank dem zweiten Grundsatz des Verbandes, der Gemeinnützigkeit, konnten die Preise niedrig gehalten werden, es herrschte in den Soldatenstuben kein Konsumationszwang, Trinkgelder wurden nicht angenommen, jeder bediente sich selbst am Buffet.

Else Spiller verhandelte mit Fabrikanten, Grossisten und Händlern und überwachte den Einkauf und die Verteilung der Lebensmittel; zum Teil kauften die Leiterinnen der einzelnen Stuben direkt am Ort. Außerordentliche Mühe bereitete ab 1917 die Rationierung, die vor allem Zucker, Mehl, Brot und Fett betraf. Statt des beliebten und reichhaltigen Gebäcks gab es dann nur noch Wähen und Rösti.

Es war Else Spillers Anliegen, daß die Soldatenstuben nicht nur Verpflegungs-, sondern auch «Kulturstätten» seien; Zeitungen und Zeitschriften jeder Provenienz lagen auf, denn der Verband war politisch und konfessionell neutral. Die Schweizerische Soldatenbibliothek hatte in jeder Soldatenstube ihre Ablage, verschiedene Unterhaltungsspiele waren vorhanden, und es gab Schreibecken; das Papier wurde gratis abgegeben, monatlich gegen 100 000 Briefbogen und Couverts.

In den sechs Jahren von 1914 bis 1920 sind die Soldatenstuben von rund 15 Millionen Mann besucht worden, die durchschnittlich im Monat 60 000 Liter Milch, 70 000 Flaschen Süßmost und 40 000 Flaschen Mineralwasser, 150 000 Liter Kaffee und 100 000 Liter Tee, 3000 Kilogramm Konfitüre und für 70 000 Franken Gebäck konsumierten. Trotz der äußerst günstigen Preise — z. B. kosteten eine Tasse Tee gesüßt 5 Rappen, Kaffee mit Milch und Zucker 10 Rappen, Gebäck 10 bis 30 Rappen — wurde ein Gesamtumsatz von 5 696 000 Franken erzielt. Das Gesamtdefizit, das durch freiwillige Spenden sowie die einmalige Subvention von 50 000 Franken aus der Nationalspende gedeckt wurde, betrug 169 665 Franken. Im Schlußbericht des Verbandes «Soldatenwohl» von 1920 heißt es zu Recht:

«Wenn man die gewaltige Arbeit sich vor Augen hält und den zweifellos großen, durch Hunderte von Zuschriften bezeugten Segen, der von den Soldatenstuben ausging, mit diesem Defizit von jährlich nur rund 30 000 Franken vergleicht, so wird man gestehen müssen, daß es schwer hält, ein zweites der vielen kriegswirtschaftlichen Defizite, die sich überall ergaben, zu ermitteln, das so gute Verwendung fand, wie dasjenige der Soldatenstuben des Schweizer Verbandes Soldatenwohl.»

Soldatenfürsorge im Ersten Weltkrieg

Eine Soldatenfürsorge, wie sie der Weltkrieg forderte, ließ sich in den Jahren vor seinem Ausbruch nicht vorbereiten, denn die große Not, die mit dem mehrjährigen Grenzdienst einherging, konnte nicht vorausgeahnt werden.

Eine Erwerbsersatzordnung, wie sie dann der Zweite Weltkrieg brachte, kannte man zu Beginn des Jahrhunderts noch nicht. Die Gesetzgebung sah einzig eine staatliche Notunterstützung für Wehrmannsfamilien vor, wenn diese durch den Militärdienst des Ernährers in wirtschaftliche Not gerieten.

Die Unterstützung wurde nur für die Dauer des Dienstes ausgerichtet, eine Regelung, die alle jene besonders hart traf, die wegen des langen Dienstes ihren Arbeitsplatz verloren und so schnell keinen neuen finden konnten.

Diese mangelhafte staatliche Fürsorge konnte bei einer länger dauernden Mobilisierung niemals genügen. Anfangs hatte sich das Schweizerische Rote Kreuz kräftig eingesetzt, doch erstreckte sich seine Tätigkeit hauptsächlich auf die Ausrüstung bedürftiger Soldaten mit Wäsche. Auch die vielen privaten Komitees, die sich im ganzen Land bildeten, waren in erster Linie Näh- und Flickstuben und Kriegswäschereien.

Durch den Verdienstaufschlag einerseits, die steigenden Preise andererseits nahm die Verarmung eines großen Teils der Bevölkerung erschreckend zu.

Ende 1915 wurde durch Verfügung des Generalstabschefs eine Zentralstelle für Soldatenfürsorge errichtet, welche die Arbeit der bestehenden Komitees und Hilfswerke (Soldatenwohl, CVJM, Zwischen Licht, Blaues Kreuz u. a. m.) koordinieren und die Sammlung für Kriegsweihe durchzuführen sollte; sie organisierte versuchsweise in Bern eine Arbeitsvermittlung für entlassene Wehrmänner und mußte bald durch ein Büro für Rechtsauskünfte erweitert werden.

Immer noch gab es aber große Lücken in der Fürsorge, immer noch wurden bei weitem nicht alle Bedürftigen erreicht; das erfuhren Else Spiller und ihre Helferinnen in den Soldatenstuben stets von neuem.

Die Abteilung «Fürsorge» des Verbandes «Soldatenwohl»

Else Spiller verschanzte sich nicht hinter der vielen Arbeit mit der Organisation und Leitung der Soldatenstuben. In manchen Besprechungen mit der Gattin von Oberst von Sprecher reifte der Plan einer Wehrmannsfürsorge, in welcher Soldatenmütter und Helferinnen hinter der Front in allen Teilen der Schweiz zusammenarbeiten und den Soldaten ebenso wie deren daheimgebliebenen Familien mit Rat und finanzieller Hilfe beistehen sollten.

Ähnliche Pläne beschäftigten seit geraumer Zeit auch Oberst Wildbolz von der Dritten Division. Auch ihm war die Notlage seiner Soldaten aus vielen Urlaubsgesuchen und Gesprächen bekannt. In einer Unterredung zwischen ihm und Else Spiller nahm die Wehrmannsfürsorge im August 1916 feste Gestalt an. Mit Frau von Sprecher sprach Else Spiller bei Bun-

desrat Motta, dem Vorsteher des Finanz- und Zolldepartementes, vor und schilderte ihm die Notlage der vielen Familien, bei denen die gesetzliche Wehrmannsunterstützung nicht ausreichte. Die beiden Frauen ersuchten um die Finanzierung ihres Werkes aus der Frauenspende, die zu Beginn der Mobilisation dem Bundesrat zur freien Verfügung übergeben worden war und seither brachlag. Bundesrat Motta erkannte die Notwendigkeit einer zusätzlichen Hilfe, und innert kürzester Frist wurden der neu zu organisierenden Soldatenfürsorge 50 000 Franken aus der Frauenspende bewilligt. Dazu kamen später weitere Mittel, teils aus der Frauenspende, nach 1918 aus der Nationalspende, teils aus dem Kredit des Bundesrates, aus dem «Fonds für schweizerische Opfer des Krieges», aus der «Sammlung für kranke schweizerische Wehrmänner» und aus den Truppenkassen; der Verband «Soldatenwohl» war somit die Schaltstelle zwischen den verschiedenen Fonds und den Bedürftigen.

Die anfangs geplante Zusammenarbeit mit dem Roten Kreuz kam nicht zustande, so daß der Verband allein mit der Aufgabe betraut wurde, die nach der offiziellen Umschreibung darin bestand:

«Fürsorgemaßnahmen vorzukehren, welche den infolge des Dienstes in Not geratenen Wehrmannsfamilien Rat und Hilfe bringen sollen, wo die bestehenden staatlichen Einrichtungen nicht ausreichen.»

Durch Armeebefehl wurden die Truppenkommandanten auf die neue Organisation aufmerksam gemacht, welcher die Armeeleitung große Bedeutung beimaß. Durch Verfügung des Generalstabschefs vom 24. Januar 1917 wurde sie dem Armeestab angegliedert und damit ein Bestandteil des dienstlichen Apparates. Ihre Arbeit wurde von einem Komitee unter dem Vorsitz des Armeearztes, Oberst Hauser, kontrolliert.

Am 1. Oktober 1916 nahm Else Spiller die Arbeit auf. Sie richtete in ihrem Haus in Kilchberg einige Räume für die Zentralstelle ein. Bis dahin hatte ihre Mutter die Sekretariatsarbeiten des «Soldatenwohls» erledigt; nun wurde zusätzlich eine Sekretärin engagiert. Bald schon wurden mehr Räume gebraucht, und das Büro mußte in ein nahe gelegenes Haus verlegt werden. Neben der Zentralstelle in Kilchberg gab es je eine Zweigstelle in der französischen Schweiz (bei Madame Wagnière in Genf-Cologny) und im Tessin (bei Signora Crivelli in Lugano); in jedem größeren Ort bildeten sich Frauengruppen, die freudig mitarbeiteten, den Informationsdienst besorgten und die erste Hilfe leisteten.

Vom Oktober 1916 bis Dezember 1920 wurden in gegen 37 000 Fällen

rund 4,5 Millionen Franken ausbezahlt. Allein diese Zahlen zeigen, welche unerhörte Arbeit die Abteilung Fürsorge mit ihren über tausend Fürsorgestellen bewältigte.

Neben dieser Fürsorge im engeren Sinn leistete der Verband den Soldatenfamilien große Hilfe, indem er ihre Interessen in Unterstützungsangelegenheiten bei Bund, Kantonen und Gemeinden und in einzelnen Fällen beim Arbeitgeber vertrat. Dank seiner Intervention wurden u. a. die beiden Regelungen betr. Reduktion der Bundesunterstützung bei freiwilligen Beiträgen des Arbeitgebers und bei Erwerb der Wehrmannsfrau im Sommer 1917 aufgehoben.

Einen bedeutenden Platz in der Fürsorgetätigkeit des Verbandes «Soldatenwohl» nahm die Wäscheaktion ein. Die Erfahrungen der ersten Kriegsjahre hatten gezeigt, daß die meisten Soldaten mangelhaft mit Wäsche ausgerüstet waren; dem sollte abgeholfen werden. Wieder schrieb Else Spiller Presseartikel und flammende Aufrufe und organisierte im Spätsommer 1916 eine Sammlung, die zusammen mit einem Beitrag aus der Frauenspende Wäschegegenstände, Wollzeug und Barmittel im Wert von rund 450 000 Franken einbrachte, die dann zum Teil durch die Soldatenstuben, zum Teil als Naturalunterstützung an die Soldatenfamilien verteilt wurden. Von den Barmitteln wurden Stoffe und Wolle gekauft und an bedrängte Soldatenfrauen gegen eine bescheidene aber angemessene Vergütung zur Verarbeitung abgegeben.

Generalstreik und Grippe

Die schwerste Aufgabe stand noch bevor, als der Krieg zu Ende ging und ein Teil der Truppen schon entlassen war. Im Jura begann die «spanische Krankheit», wie die Grippe damals genannt wurde, unter den dort verbliebenen Truppen zu wüten. Durch die strenge Dienstzeit und die Lebensmittelknappheit waren die Soldaten kaum widerstandsfähig gegen Infektionskrankheiten; die Ansteckungsgefahr wurde durch die engen Unterkunftsverhältnisse und die primitiven sanitären Einrichtungen erhöht.

Else Spiller befand sich auf einer Inspektionsreise im Jura, als sie durch den Regimentsarzt Dr. Studer vom alarmierenden Ausmaß der Krankheit hörte. Hunderte lagen bereits in notdürftig hergerichteten Lazaretten. Es fehlte an Ärzten, Pflegepersonal, an Wäsche und Lebensmitteln. Else Spiller

wollte, mußte helfen. Bis spät in die Nacht schrieb sie in ihrem Hotelzimmer Telegramme; sie liess Soldatenmütter aus den umliegenden Stuben und dreißig Töchter aus Zürich kommen, sowie für 20 000 Franken Wäsche. In Pruntrut und Delsberg richtete sie Diätküchen ein. — Wie durch ein Wunder wurden alle ihre Helferinnen von der Grippe verschont. Die Tätigkeit im Jura schien aber nur eine Vorbereitung auf die viel schwierigere und umfassendere Aufgabe während des Generalstreikaugebots in Zürich zu sein.

Im November 1918 brach der Generalstreik aus. In Zürich wurden zur Aufrechterhaltung der Ordnung Truppen aufgeboden; sie konnten nur ungenügend untergebracht werden, und unter diesen Umständen flackerte die Grippe wieder auf. In den Kasernen Bülach und Kloten, in Schulhäusern wurden Notspitäler eingerichtet; es fehlte an allem, besonders an Betten.

Treu ihrem Grundsatz «Me mueß eifach ame-ne Ort afo — de findet sich de wiiter Weg vo selber» machte Else Spiller einmal mehr das Unmögliche möglich: Trotz bestreikter Eisenbahn, Tram und Post, trotz ausfallender Zeitungen, allein auf das Telefon, in aller Eile gedruckte Flugblätter und den improvisierten privaten Autoverkehr angewiesen, unterstützt von einer Schar treuer Helferinnen aus der Zeit der Kinderhilfstage, brachte sie in kürzester Zeit 2500 Betten und Wäsche zusammen.

Viel blieb allerdings noch zu tun, bis zunächst in der Tonhalle und in der folgenden Woche in sieben Schulhäusern der Stadt Krankendepots eingerichtet werden konnten. Die Bereitschaft zu helfen war groß; sechzig Arbeitsschullehrerinnen nähten Bettzeug, eine Frauengruppe kochte während Tagen Kompott, eine andere fabrizierte Finken usw., usw.; viele freiwillige Helferinnen standen den geschulten Pflegerinnen in ihrem schweren Dienst bei den Kranken zur Seite. Die gewaltigen Ausgaben dieser Aktion konnten gedeckt werden durch Mittel aus der Nationalspende und der Zürcher Spende, die in wenigen Tagen eine Million Franken zusammengebracht hatte.

Unermüdlich war Else Spiller in jenen Tagen an der Arbeit. Sie traf am Telefon ihre Anordnungen, sah auch in den einzelnen Krankendepots zum Rechten und schien immun gegen die Krankheit. Sie verlor damals einen Bruder und den zwanzigjährigen Neffen, ihren geliebten Pflegesohn Hans. In ihren Erinnerungen schrieb sie dazu: «Die Welt war damals so voll Leid und Trauer, daß man eigenen Schmerz kaum in seinem ganzen Umfang erfaßte.» Und weiter: «Wer diese schwere Zeit während des Ordnungs-

dienstes in Zürich in naher Berührung mit der Truppe mitgemacht hat, wird die schreckensvollen Tage bis an den Rand angefüllt mit Krankheit, Leid und Not nie vergessen.»

«Soldatenwohl» in Krieg und Frieden

Anfangs 1919 konnten die Krankendepots aufgehoben und mit der Demobilmachung der Armee nach und nach die Soldatenstuben im Jura, im Tessin und in Graubünden liquidiert werden. Es schien jedoch zweckmäßig, diese bewährte Einrichtung im Frieden weiterzuführen, und so entstanden auf verschiedenen Waffenplätzen ständige Soldatenstuben. Auf dem Monte Ceneri, der Luziensteig und in Dübendorf wurden sogar Soldatenhäuser errichtet.

Als die Armee am 1. September 1939 neuerdings den Grenzschutz mobilisierte, war der Verband vorbereitet; Helferinnen aus der ersten Soldatenstubenzeit stellten sich mit ihren Erfahrungen zur Verfügung. Wieder bedurfte es viel selbstloser und aufopfernder Arbeit, um für Soldaten und Internierte aller Nationalitäten an oft abgelegenen Orten Soldatenstuben einzurichten und zu führen. Wieder organisierte Else Züblin den gewaltigen Apparat von Kilchberg aus. Sie überwachte die richtige Verteilung der Inventarkisten, die aus einem Kredit des Eidgenössischen Militärdepartementes schon früher für den Notfall bereitgestellt worden waren; sie besuchte die einzelnen Soldatenstuben, beriet Soldatenmütter und verhandelte mit den Offizieren. Von den über 600 eröffneten Soldatenstuben waren bei Kriegsende noch 160 in Betrieb; die meisten wurden in den folgenden Jahren geschlossen. Seither stehen zwischen fünfzehn und zwanzig ständige Stuben auf Waffenplätzen, die der Ausbildung dienen, unter der Leitung des Verbandes; auch in Friedenszeiten erfüllen die Soldatenmütter hier eine wichtige Aufgabe.

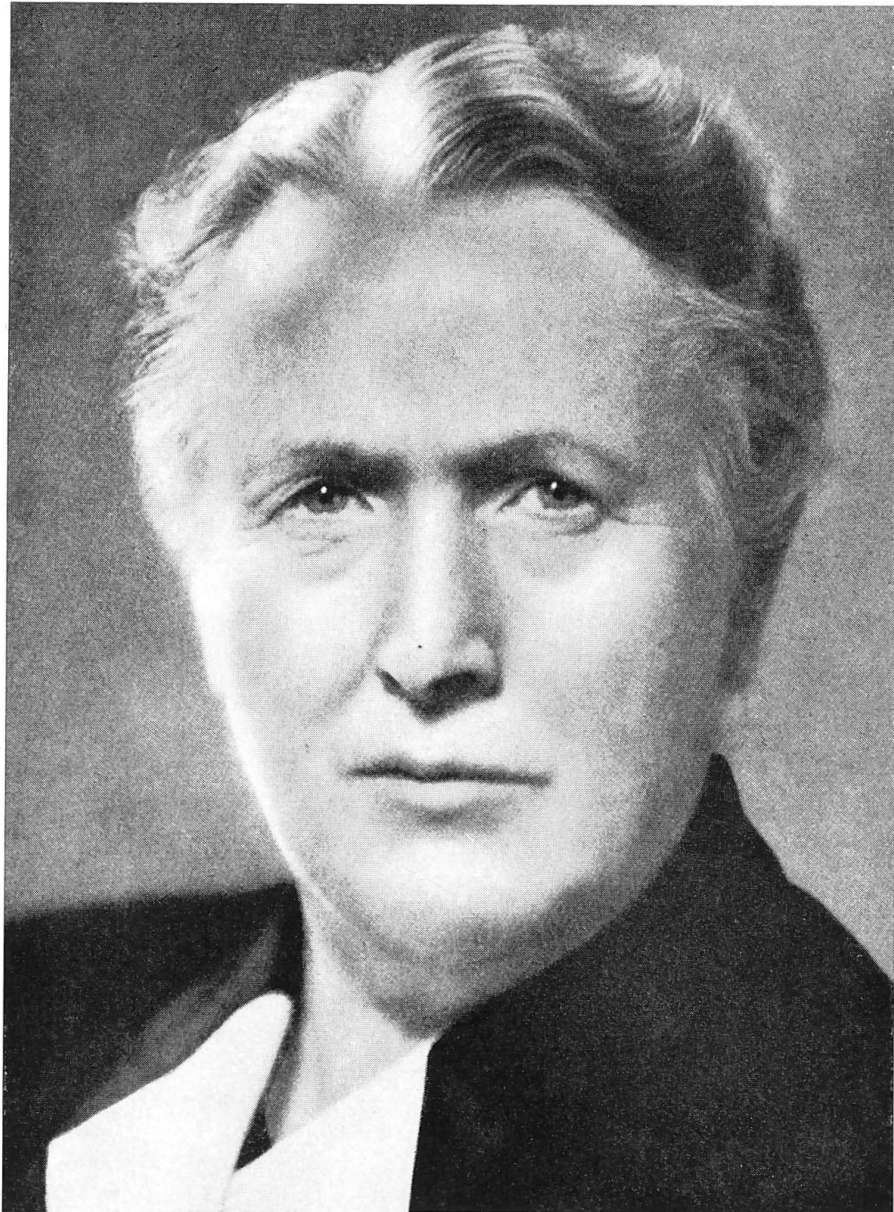
Leidvolles und Freudvolles

Im Februar 1918 trafen sich unter der Leitung von Oberst im Generalstab Markus Feldmann, dem neuen Fürsorgechef der Armee, und angeregt durch die Fürsorgeabteilung des Verbandes «Soldatenwohl» die verschie-

denen Soldatenhilfswerke zu einer Fürsorgekonferenz in Bern und beschlossen, eine «Schweizerische Nationalspende für unsere Soldaten und ihre Familien» durchzuführen, um die für ihre Arbeit dringend notwendigen Mittel zu beschaffen. Sie hatten bereits gegen acht Millionen Franken gesammelt, als ihre Arbeit durch die Grippe jäh abgebrochen wurde; die vorgesehenen Armeetage konnten nicht durchgeführt und die zum Verkauf bestimmten Silber- und Bronzeplaketten im Wert von gegen 790 000 Franken nicht verwertet werden. Else Spiller übernahm im Mai 1919 die Verlosung dieses Warenlagers, ohne sich bewußt zu sein, welch ungeheure Verantwortung und Arbeitslast sie sich damit aufbürdete. Dank ihrer Initiative konnten diese sonst wertlosen Gegenstände mit einem Nettoerlös von 658 000 Franken abgesetzt werden. Für die große Arbeit, die sie dabei leistete, erhielt der Verband «Soldatenwohl» 116 000 Franken. Dies weckte den Neid anderer Organisationen und setzte den Verband, wie auch Else Spiller persönlich, harter Kritik aus. Die Presse mischte sich ein, und in verschiedenen Blättern ging eine wahre Hetzkampagne los. Da rief Else Spiller die Gerichte an. Die Rechnungsführung des Verbandes wurde geprüft und für richtig befunden, und die Angriffe wurden als ungerechtfertigt verurteilt. Obwohl alle hohen Offiziere und weite Kreise der Bevölkerung zu ihr standen, litt sie namenlos unter den Verleumdungen. Alles, was sie geleistet, alles worauf sie verzichtet hatte, schien vergessen, ein Scherbenhaufen.

In dieser für sie so schweren Zeit lernte sie Dr. med. Ernst Züblin näher kennen; sie hatte ihn anlässlich einer Amerikareise 1919 in Cincinnati getroffen, wo er während einiger Jahre als Direktor dem Tuberkulosespital vorgestanden und eine Professur für Innere Medizin an der Universität innehatte. In die Schweiz zurückgekehrt gab er ihr im Dezember 1920 «den Schutz seiner Liebe und seines Namens».

Ernst Züblin war 1876 in Mogelsberg im Kanton St. Gallen geboren. Nach einer kaufmännischen Lehre in der Stickerei absolvierte er die Kantonsschule Trogen und studierte dann in Zürich, Heidelberg und Lausanne Medizin; er spezialisierte sich für Lungenkrankheiten und war ab 1909 an verschiedenen amerikanischen Universitätskliniken tätig. Er war ein feiner, gebildeter und eher ruhiger Mensch. Obwohl sie beide gerade in sozialen Fragen nicht immer gleicher Meinung waren, zeigte er für die Arbeit seiner Frau großes Verständnis, und dank seiner Weitherzigkeit konnte sie diese auch nach ihrer Verheiratung weiterführen.



Else Züblin-Spiller

Else Züblin-Spiller
1881–1948



Else Spiller mit den Eltern. Die Mutter, der Stiefvater Adrian Widmer, Else im Alter von 14 oder 15 Jahren und der Hund Joli.



Else Spiller als junge Journalistin um 1913.

Das Titelblatt einer der Reisebeschreibungen, die Else Spiller für schweizerische Verkehrsorganisationen schrieb.

HÖCHSTE ADHÄSIONSBahn EUROPAS

BERNINA- ZAUBER

VOM ENGADIN INS VELTLIN

FAHRTEN MIT DER
BERNINABAHN

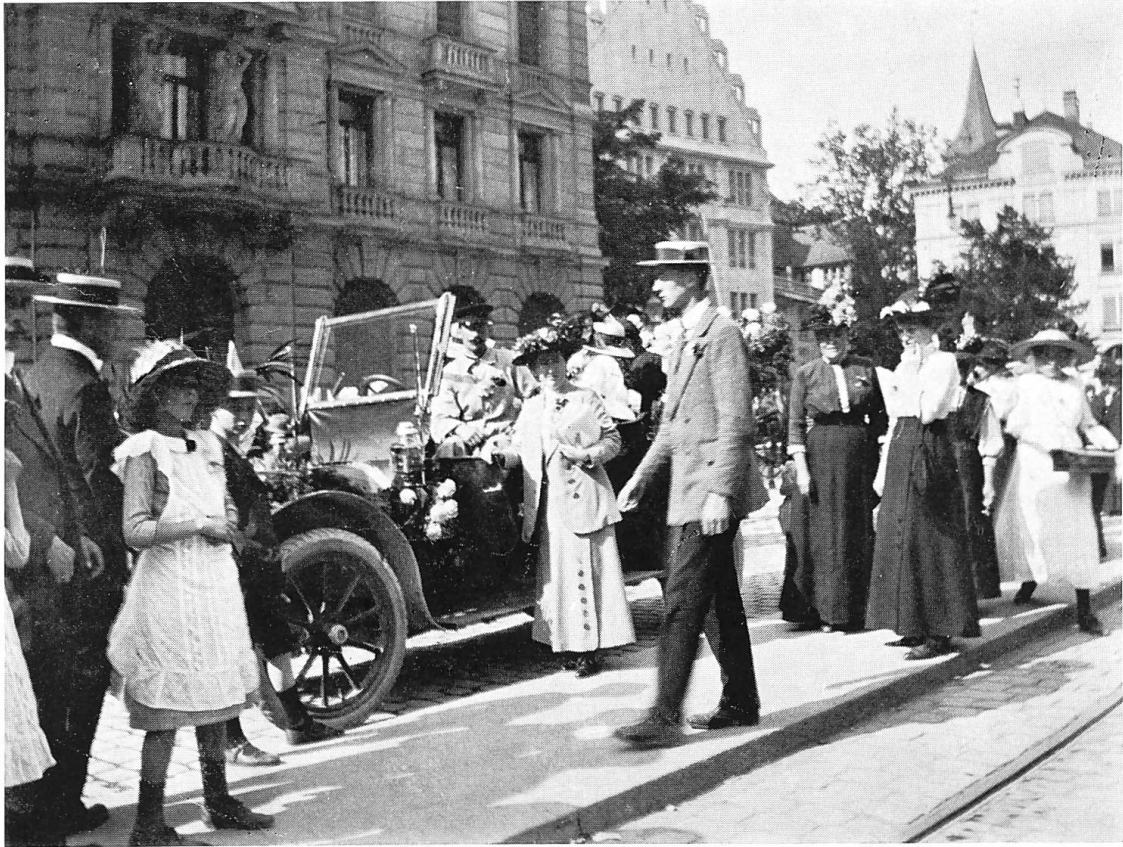
VON ELSE SPILLER

PREIS
30 Cts.

HERAUSGEGEBEN
VON DER VERWALTUNG DER BERNINABAHN
1915

Else Spiller an ihrem Arbeitsplatz im eigenen Heim in Kilchberg. Sie liebte, Tiere um sich zu haben, auch einen Schäferhund als treuen Wächter.





Der erste Kinderhilfstag, den Else Spiller in Zürich organisierte. Er fand am 11. Juni 1911 statt.

Nr. 1182 Erste Extraausgabe.

Der Zürcher Zeitung 135. Jahrgang.

Sonntag, 2. August 1914.

Neue Zürcher Zeitung

und schweizerisches Handelsblatt.

Abonnementspreise:
 12 Monate 10 Franken
 6 Monate 5 Franken
 3 Monate 2 Franken 50 Cent
 Einmal 75 Cent
 Ausland 12 Franken
 Porto 1 Franken
 Einmal 25 Cent
 12 Monate 12 Franken
 6 Monate 6 Franken
 3 Monate 3 Franken 50 Cent
 Einmal 1 Franken
 Ausland 15 Franken
 Porto 1 Franken
 Einmal 25 Cent
 12 Monate 15 Franken
 6 Monate 8 Franken
 3 Monate 4 Franken 50 Cent
 Einmal 1 Franken 25 Cent
 Ausland 18 Franken
 Porto 1 Franken 25 Cent
 Einmal 30 Cent

Insertionspreise:
 Die erste Zeile kostet 10 Cent pro Tag.
 Die zweite Zeile 8 Cent pro Tag.
 Die dritte Zeile 6 Cent pro Tag.
 Die vierte Zeile 4 Cent pro Tag.
 Die fünfte Zeile 3 Cent pro Tag.
 Die sechste Zeile 2 Cent pro Tag.
 Die siebte Zeile 1 Cent pro Tag.
 Die achte Zeile 1 Cent pro Tag.
 Die neunte Zeile 1 Cent pro Tag.
 Die zehnte Zeile 1 Cent pro Tag.
 Die elfte Zeile 1 Cent pro Tag.
 Die zwölfte Zeile 1 Cent pro Tag.
 Die dreizehnte Zeile 1 Cent pro Tag.
 Die vierzehnte Zeile 1 Cent pro Tag.
 Die fünfzehnte Zeile 1 Cent pro Tag.
 Die sechzehnte Zeile 1 Cent pro Tag.
 Die siebenzehnte Zeile 1 Cent pro Tag.
 Die achtzehnte Zeile 1 Cent pro Tag.
 Die neunzehnte Zeile 1 Cent pro Tag.
 Die zwanzigste Zeile 1 Cent pro Tag.
 Die einundzwanzigste Zeile 1 Cent pro Tag.
 Die zweiundzwanzigste Zeile 1 Cent pro Tag.
 Die dreiundzwanzigste Zeile 1 Cent pro Tag.
 Die vierundzwanzigste Zeile 1 Cent pro Tag.
 Die fünfundzwanzigste Zeile 1 Cent pro Tag.
 Die sechsundzwanzigste Zeile 1 Cent pro Tag.
 Die siebenundzwanzigste Zeile 1 Cent pro Tag.
 Die achtundzwanzigste Zeile 1 Cent pro Tag.
 Die neunundzwanzigste Zeile 1 Cent pro Tag.
 Die hundertste Zeile 1 Cent pro Tag.

Verlagsgesellschaft (Telef. 520) und Druckerei (Telef. 5222) in Zürich. Druckerei 11. <> Anzeigenverlag (Telef. 5200) und Druckerei (Telef. 10420) in Zürich. Druckerei 11. <> Anzeigenverlag (Telef. 5200) und Druckerei (Telef. 10420) in Zürich. Druckerei 11.

Die zweite Extra-Ausgabe wird Sonntag
 abend 7 Uhr ausgeben.

Kriegszustand in Europa.

Deutsche Kriegserklärung an Rußland.
 Paris, 2. Aug. Aus Petersburg wird vom 1. August gemeldet: Der deutsche Botschafter hat Samstag abend 7 Uhr 30 im Namen seiner Regierung dem russischen Minister des Auswärtigen die Kriegserklärung überreicht.

Wien, 2. Aug. Das kaiserliche Generalkonsulat teilt der Schweiz, Belgien, Dänemark mit, daß die offizielle Mitteilung von der Kriegserklärung Deutschlands erhalten hat.

Berlin, 1. Aug. Eine deutsche Patrouille wurde bei Wroclaw am Samstag nachmittag 300 Meter vor der Grenze von einer russischen Patrouille beschossen; sie erwiderte das Feuer. Es gab beiderseits keine Verletzte.

Washington, 1. Aug. Dem Weißen Hause wird mitgeteilt, daß die deutsche Botschafterin in Washington bei dem Haus verhaftet wurde.

ten, welche die Weltansicht heute früh verlassen mußten. Die französische Mobilisation soll in vollem Gange sein.

Der letzte kaiserliche Schlußakt in der russischen Weltanschauung ist gekommen. Deutschland will den Vorteil, den ihm seine enorme Mobilisation gewährt, nicht aus den Händen fallen lassen und hat Rußland, nachdem das vollständige Minimum abgelaufen war, den Krieg erklärt. Damit ist in der ersten Reihe, in der wir uns befinden, der erste entscheidende Schritt geschehen. Deutschland hat durch die Zeit genützt, daß es nicht ausruhen kann, daß Rußland seinen allerschwersten Wunderglauben bei seiner verheerenden Expedition nicht durch die Zeit genützt, daß es nicht ausruhen kann, daß Rußland seinen allerschwersten Wunderglauben bei seiner verheerenden Expedition nicht durch die Zeit genützt, daß es nicht ausruhen kann.

konkret, die ihre Stellung mit ihren Kammern, wenn jeder sein persönliches Wohlbefinden den Interessen der Allgemeinheit unterordnet. Recht in viel höherer Weise als in normalen Zeiten hat sich über die Glückseligkeit, seinen Nebenmenschen auszuweisen, kommt dies nur in seinen Straßen her. Der Mann, welcher man auch, wenn alle feindlichen Überfälle, die jetzt häufiger als je die Luft durchdringen werden und die bei dem Moment äußerster Notwendigkeit nicht sofort beseitigt werden können, das größte Unbehagen. Es ist immer noch früh genug, sich zu entschließen, wenn traurige Ereignisse nicht, sondern, und nicht in der Nacht, als eine Wunde, die sich auf die Wunden der Welt, als deren vornehmster Heiler man sich zu erkennen hat, und nicht in der Nacht, als eine Wunde, die sich auf die Wunden der Welt, als deren vornehmster Heiler man sich zu erkennen hat.

Italien vorher an der Handlungen und der italienischen Regierung damit Gelegenheit zur Vermittlung zu geben. Italien wird nunmehr sowohl gegenüber den Mächten des Verbundes als der deutschen Reichsregierung eine wohlwollende Haltung bewahren bis zum Zeitpunkt, wo eine Verständigung des Territorialstreits oder des Wirtschaftlichen Mahns oder der Wahrung seiner Interessen möglich werden sollten. Italien hat bezüglich der Lage von Österreich eine blühende Erklärung darüber zu erhalten, daß es die Unabhängigkeit und den Territorialstreit beibehalten werden, und Italien kann sich selbstverständlich nicht mit der Hilfe seiner Waffen zu Realitäten befragen, die nicht seine Interessen sind. In gleicher Weise drücken sich alle liberalen Mächte aus.

Wien, 2. Aug. Infolge der allgemeinen Mobilisation der österreichischen Armee sollen sämtliche Schienen in der Gegend von Wien, wo sie über den papstlichen Schienenweg gehen, angeschlossen werden.

London, 2. Aug. (Globe) Was auch die Ursache sein mag, der König habe in Konstantinopel interveniert. Gegenwärtig befindet sich ein österreichischer Kuffel dort.

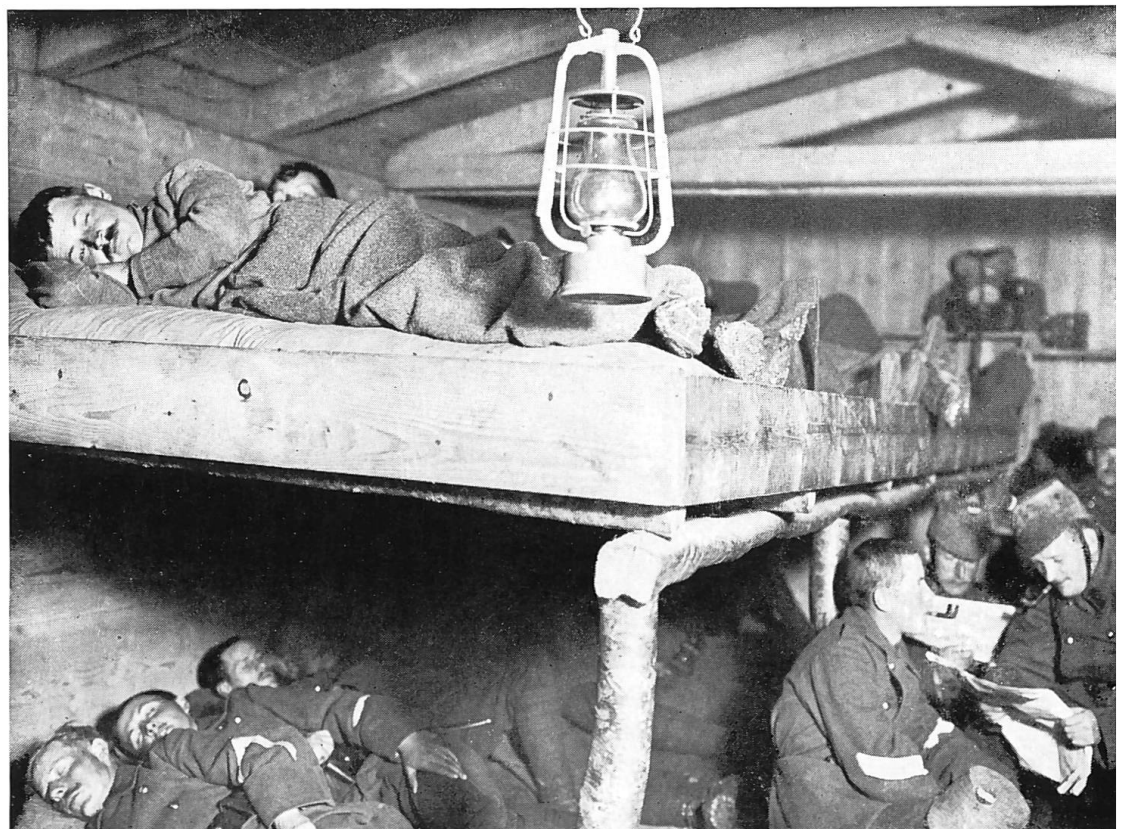
Schweden in der Schweiz.

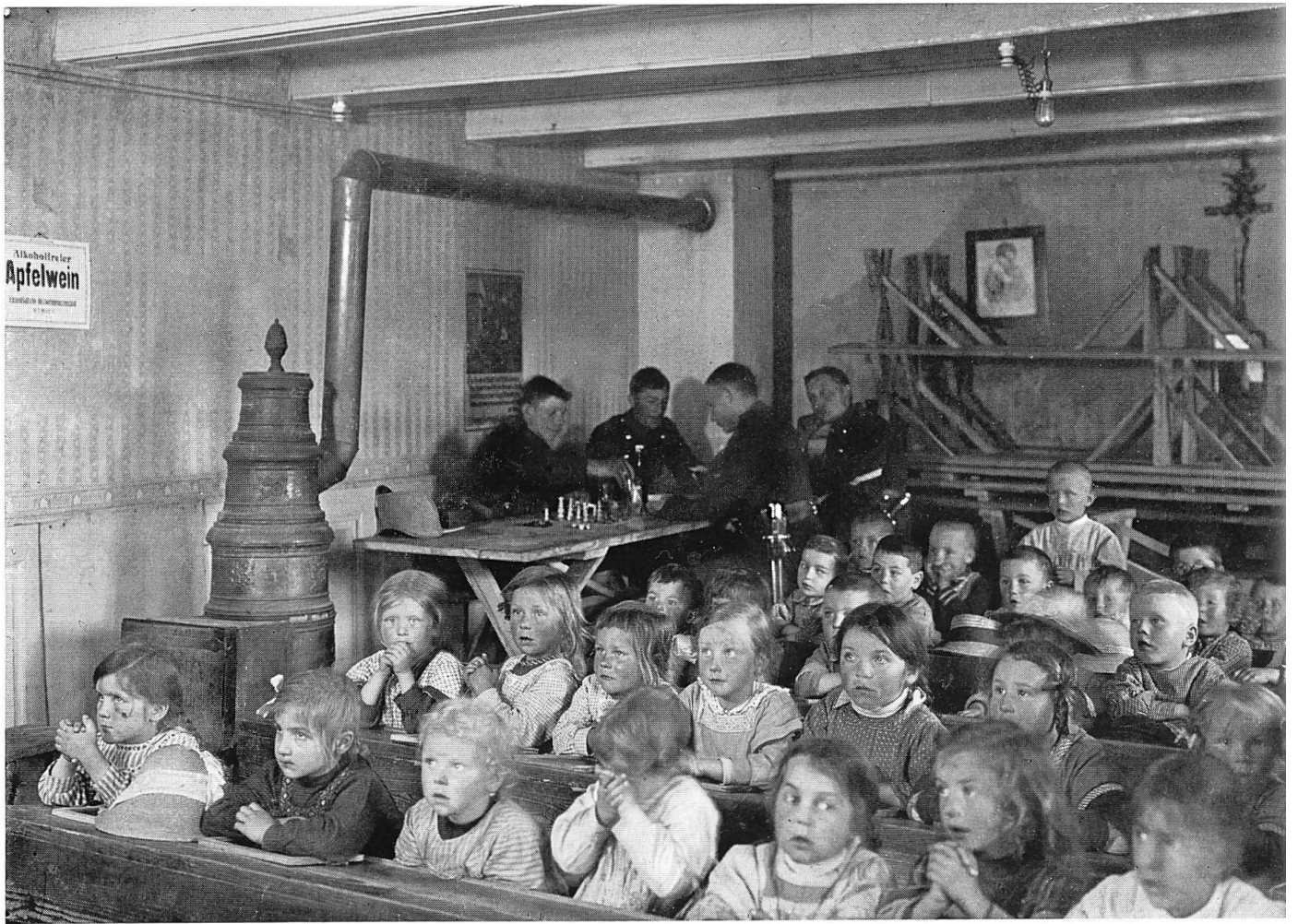
«Kriegszustand in Europa» meldete die «Neue Zürcher Zeitung» in ihrer «Ersten Extraausgabe» vom Sonntag, 2. August 1914.



Eine Truppe bei der Mittagsverpflegung im August 1914. Für den kommenden Soldaten fällt auch noch etwas ab.

Das Kantonement eines Wachpostens an der Juragrenze.





Die ersten Soldatenstuben: oben eine Kleinkinderschule in Bonfol; unten eine ausser Gebrauch stehende Kirche in Zwingen.





Diese Soldatenstube hatte vorher als Holzschopf und Hühnerstall gedient.



Else Spiller zur Zeit der ersten Soldatenstuben.

Die Preisliste ist einem Büchlein von Else Spiller über die neuartige Einrichtung der Soldatenstuben entnommen. Auf dem Umschlag steht der Vers:

Es Beckeli Kafi und Wähe dezue,
Es Bänkli am Ofen für Wärmi und Rueh,
En Stumpe zum nugge, juheißa, juhee,
dann si-mer versorget, was will me no meh!

Schweizer. Verband Soldatenwohl

Preisliste

	per Tasse
Thee mit 2 Zucker	5 Cts.
Kaffee mit Milch	10 "
Kaffee schwarz mit 3 Zucker	10 "
Milch	10 "
Schokolade	15 "
Sirup, per 2 Dz. Glas . . .	10 "
Mineralwasser per Flasche .	15 "
Alkoholfreien Most, 2 Dezl.	15 "
Alkoholfreien Apfelwein, fl.	25 "
Gebäck	5-20 "
Butter per Portion	10 "
Konfitüre per Portion . . .	10 "

Brot kann mitgebracht werden.

Für Kartenspiele werden 30 Cts. deponiert.

Keine Trinkgelder.



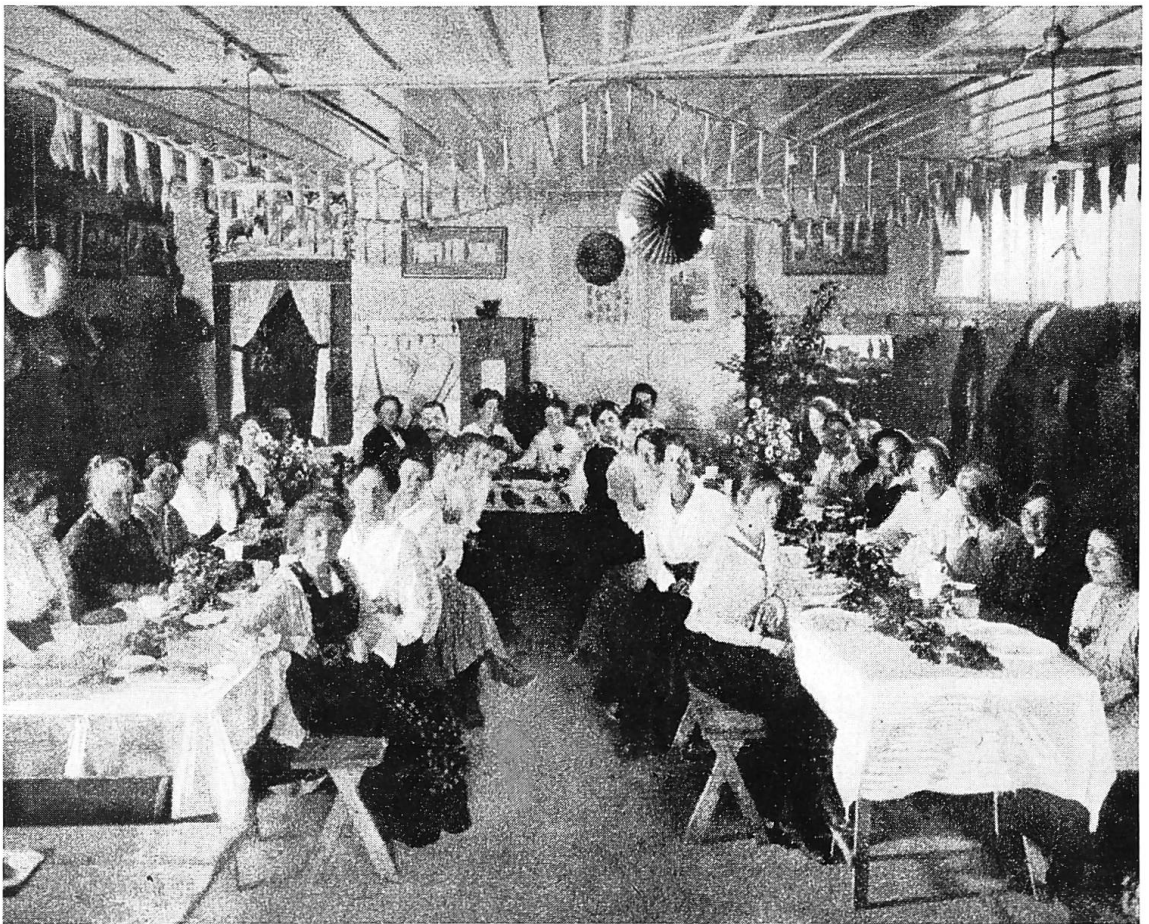
Else Spiller im Ersten Weltkrieg in einem Stabsauto im Jura. Im Fond des Wagens neben Else Spiller Oberst i. Gst. Markus Feldmann (1869–1947), hinter dem Chauffeur Hptm. Hans Georg Wirz (1885–1972), damals Chef der Zentralstelle für Soldatenfürsorge.



Bei der Einweihung des von Sprecher-Hauses auf der Luziensteig. V.l.n.r. Else Züblin-Spiller, Generalstabschef Theophil von Sprecher, Frau Prof. Haab und zwischen ihnen Frau Helen von Sprecher.

Anlässlich einer Konferenz auf der Luziensteig. V.l.n.r. Fr. M. L. Schumacher, Dr. Ernst Züblin-Spiller, Frau Else Züblin-Spiller, Prof. Schröter, Fr. Plüss, Fr. Dr. van Anroy (Holland), Fr. A. Zeller, Frau Prof. Haab, Oberst Studer.





Weiterbildung der Soldatenmütter:
eine Leiterinnentagung des Verbandes Soldatenwohl im Sommer 1918.



Eine Soldatenstube im Hochgebirge.

Else Spiller auf der Inspektionsreise.





Die erste Küche des Volksdienstes in der Kantine der Firma Gebr. Bühler in Uzwil (1918).

Moderne Küche (1972) im Personalrestaurant «Binzmühle» der BBC, Werk Oerlikon.



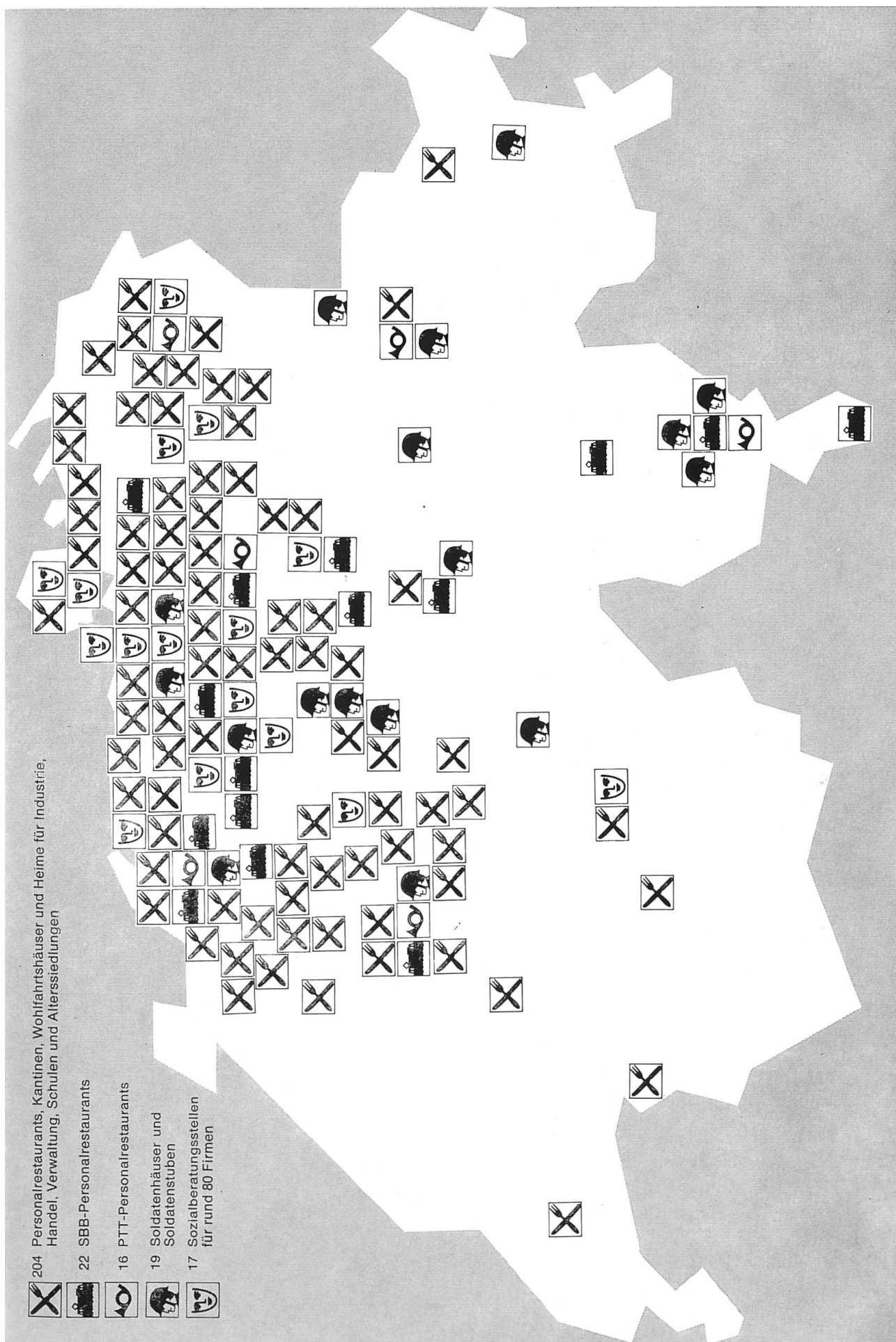
204 Personalrestaurants, Kantinen, Wohlfahrtshäuser und Heime für Industrie,
Handel, Verwaltung, Schulen und Alterssiedlungen

22 SBB-Personalrestaurants

16 PTT-Personalrestaurants

19 Soldatenhäuser und
Soldatenstuben

17 Sozialberatungsstellen
für rund 80 Firmen



Stand der vom Schweizer Verband Volksdienst Ende 1972 erfüllten Aufgaben.



Im Personalrestaurant «Binzmühle» der BBC, Werk Oerlikon.
Oben Café, unten Speisesaal.



Er selbst war zunächst während einiger Jahre Oberarzt am Sanatorium du Midi, das der Verband in Davos führte, und später Facharzt für Herz- und Lungenkrankheiten in Zürich.

Else Züblins Mutter besorgte bis zu ihrem Tod 1924 den Haushalt und nahm der Tochter die täglichen Arbeiten ab. Dann übernahm die Nichte Marie diese Aufgabe, damit sich die Tante auch weiterhin ganz ihrem Werk widmen konnte. Später haben Else Züblin und ihr Mann Marie adoptiert. Sie hatte als einziges der vier Pflegekinder überlebt. Hans, der älteste, war 1918 an der Grippe, die beiden jüngeren wenige Jahre später an der Tuberkulose gestorben.

So hat sich Else Züblin nie um Haushalt und Garten kümmern müssen. Täglich schon vor acht Uhr brachte sie das Morgenschiff vom Mönchhof nach Zürich. Sie kam nur zu einer kurzen Mittagspause nach Hause, um gleich wieder an die Arbeit zurückzugehen, und oft arbeitete sie bis spät in den Abend hinein.

Studienreise nach Amerika

Im Sommer 1919 beschloß der «Schweizer Verband Soldatenwohl», Else Spiller als seine Delegierte auf die von einem Initiativkomitee in Bern organisierte «wirtschaftliche Studienreise nach Nordamerika» zu entsenden. Ende August fuhr die Gesellschaft los, es waren über zweihundert Personen. Eine Studienreise mit so vielen Teilnehmern konnte wohl einen allgemeinen Eindruck vermitteln; Else Spiller aber wollte mehr, sie wollte Einzelheiten erfahren über die Lebensbedingungen, die Arbeitsverhältnisse und die Fürsorge in den Fabriken. Mit Hilfe des Schweizer Gesandten in New York, Minister Hans Sulzer, und der leitenden Herren des YMCA — die in Amerika geläufige Abkürzung der «Young Men's Christian Association», des Christlichen Vereins Junger Männer — konnte sie sich ein eigenes Reiseprogramm zusammenstellen. Allerdings mußte sie sich in der Wahl der Reiseroute an die Städte halten, in denen sie vor Schweizerclubs über die Grenzbesetzung 1914—1918 und den Dienst der Soldatenstuben während des Krieges sprechen sollte; insgesamt hat sie zehn solcher Vorträge auf Schweizerdeutsch gehalten.

Die Reise führte sie von New York über Bridgeport, Detroit, Cleveland, Akron, Chicago, Cincinnati, Dayton, Philadelphia, Rochester, Boston und

Buffalo nach Washington und dauerte zehn Wochen. Verschiedene Empfehlungen öffneten ihr die Tore mancher Industrieunternehmen, und in oft stundenlangen Gesprächen mit den leitenden Persönlichkeiten, aber auch mit Vertretern der Arbeiterschaft, konnte sie alle Details über Arbeitsverhältnisse, Organisation der Wohlfahrts- und Beratungsabteilungen erfahren. Es erstaunte sie dabei immer wieder, wie großzügig und kameradschaftlich der amerikanische Industrielle seinen Arbeitern gegenüberstand; sie erinnerte sich an das gestörte Verhältnis in der Schweiz, das in letzter Konsequenz zum Generalstreik vom November 1918 geführt und das sich auch seither kaum gebessert hatte. Noch immer waren Industrielle und Großkaufleute für weite Kreise der Arbeiterschaft die eigentlich Schuldigen, die Verantwortlichen für Teuerung und Arbeitslosigkeit, für Armut und Not; noch immer gab es tatsächlich Arbeitgeber, die im Arbeitnehmer nicht den Menschen, sondern einen Produktionsfaktor sahen, den es möglichst günstig einzusetzen galt. Else Spiller sah fortan ihre Aufgabe darin, Brücken zu bauen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, und ihre Losung war Co-operation, Zusammenarbeit. Beiden Seiten mußte immer wieder vor Augen geführt werden, daß sie einander brauchten, daß der eine ohne den andern nichts ausrichten konnte. Beide Parteien sollten endlich davon abkommen, sich gegenseitig zu mißtrauen, gegenseitig zu bekämpfen. Nur beiseitiges Verständnis und beidseitiges Vertrauen konnten für die Beteiligten bessere Lebensbedingungen schaffen. Um dieses Verständnis und Vertrauen zu erreichen, war vor allem in den Kreisen der Industriellen eine radikale Änderung der Grundeinstellung erforderlich. Soziale Gerechtigkeit für die Arbeiter mußte zur Selbstverständlichkeit werden.

In einem ausführlichen Bericht faßte Else Spiller, im November 1919 über England nach Zürich zurückgekehrt, das Erlebte zusammen, und im Anhang an den Reisebericht machte sie, gestützt auf die amerikanischen Vorbilder, aber den schweizerischen Verhältnissen angepaßt, Vorschläge für eine verbesserte Arbeiterfürsorge und stellte dazu das folgende Sieben-Punkte-Programm auf:

1. Propaganda der Idee, daß Wohlfahrtseinrichtungen für Arbeiter eine Pflicht der Unternehmer sind, die keine Dankbarkeit erwarten sollen.
2. Vermehrte Propaganda für Einrichtung von Wohlfahrtshäusern in der Art von Gemeindestuben, die zum Mittelpunkt für geistige Unterhaltung und Belehrung gemacht werden (Übernahme des Betriebes durch das «Arbeiterwohl»).

Soldatenstuben werden von Leuten geführt,
die durch den FV & aufgeboten
sind. Sie erhalten Sold & Verpflegung
durch die Truppe.

Als Soldatenmütter können wir von
den Frauen & Töchtern verwenden,
welche über gute Haushaltswirtschaft
Kenntnisse verfügen. Ein Teil der
Bachweber wird trotz der primitiven
Einrichtung in den Stuben hergestellt.
Es braucht initiative, wambegierige
Menschen, die sich mit Liebe und
Hingabe in den Wirkungsraum
hineinstellen, dann haben sie auch
große Befriedigung.
Bedienung zu Hilfe.

Bücher

Zeitung

Radio.

Arbeitskreis, Feile.

3. Unterhaltung und Erholung (Vorträge, Spiele, Konzerte in Arbeiterstuben, Spielplätze, Bäder usw.).
4. Ausbildung von Wohlfahrtsbeamten in Verbindung mit andern Organisationen.
5. Die Anstellung von solchen in großen Firmen und ihr Zusammenschluß in einen Verband soll durch uns gefördert werden.
6. Die bereits amtierenden Wohlfahrtsbeamten sind zur Mitarbeit zu werben.
7. Jugend- und Lehrlingsfürsorge soll in vermehrtem Maße durch die Industrie betrieben werden (Einrichtung von Lehrlingsheimen, Bildung von Lehrlings-Vereinigungen für Spiel und Sport).

Else Spiller erkannte wohl, wie schwierig es war und wie lange es dauern würde, bis dieses Ziel erreicht war, doch ließ sie sich nicht entmutigen. Das ferne Ziel nie aus den Augen verlierend, hat sie im Kleinen begonnen und sich Schritt um Schritt vorwärts gekämpft; ihr nie erlahmender Einsatz und ihr Durchhaltewille zu erreichen, was sie einmal für richtig und notwendig erachtet hatte, ließen sie nicht aufgeben.

Arbeiterstuben

Das Eidgenössische Fabrikgesetz, das 1887 in Kraft getreten war, hatte in Artikel 5 festgelegt: «Erfordern es die Umstände, so sind den Arbeitern außerhalb der Arbeitsräume passende, in der kalten Jahreszeit geheizte Eßräume zur Verfügung zu stellen.» Allmählich richtete man da und dort, meist in leerstehenden Magazinräumen oder kahlen Fabrikhallen solche Eßräume ein, daneben wurden auch eigentliche Speiseanstalten oder Kosthäuser eröffnet; in größeren Städten kamen bald sogenannte Volksküchen hinzu, die preiswerte, gute, fertig zubereitete Mahlzeiten anboten.

Erst seit Beginn des 20. Jahrhunderts wurden zunächst vereinzelt fabrik-eigene Speiseanstalten, d. h. eigentliche Kantinenbetriebe eingerichtet. Besonders in nichtstädtischen Verhältnissen entsprach dies einem weitverbreiteten Bedürfnis, da die Arbeiter dort keine Möglichkeit hatten, sich während der kurzen Mittagspause preiswert zu verköstigen, es sei denn, sie brachten ihren Imbiß von zu Hause mit. Die Wirtshäuser waren teuer; bekömmliche alkoholfreie Getränke gab es dort kaum, dafür herrschte

an den meisten Orten ein regelrechter Trinkzwang. Kein Wunder, daß diese Ausgaben beim Einkommen eines Arbeiters ins Gewicht fielen.

Der Ausbau der sozialen Einrichtungen in den Betrieben stagnierte während des Weltkrieges. Ende 1917, als wegen der Stockung der ausländischen Lebensmitteleinfuhr die ersten Ernährungsschwierigkeiten auftraten, verpflichteten einzelne Kantone die Fabriken, Küchen für ihre Arbeiter einzurichten. Für die meisten Unternehmer stellte die Personalverpflegung neue große Probleme; hinzu kam ein tiefes Mißtrauen der Arbeiterschaft gegenüber allen vom Arbeitgeber geführten Wohlfahrts-einrichtungen, die nur eine Kette mehr seien, um den Arbeiter stärker an den Unternehmer zu binden. In diesem Dilemma erinnerten sich Industrielle an die erfolgreiche Arbeit des «Schweizer Verbandes Soldatenwohl» in den ersten Kriegsjahren, und sie ersuchten diesen um Mithilfe bei der Einrichtung und Führung von Küchen und Kantinen, oft auch um die Übernahme des Betriebes. Auch Arbeiter, die während des Aktivdienstes herzliche Aufnahme in den Soldatenstuben fanden, baten den Verband «Soldatenwohl», die Führung dieser Kantinen zu übernehmen.

Else Spiller erkannte sofort das weite Feld, das sich hier öffnete und die Möglichkeit bot, das «Soldatenwohl» auch im Zivilleben weiterzuführen. Viele Soldatenmütter, die nach Kriegsende arbeitslos geworden wären, fanden in den Arbeiterstuben, wie diese Kantinen genannt wurden, eine neue Aufgabe. Die Erfahrungen aus den Soldatenstuben waren dabei von großem Nutzen, galt es doch hier wie dort zu vermitteln zwischen einer kleinen Gruppe von Führenden und der weit größeren der Untergebenen. Hier wie dort war es ein Gebot der Menschlichkeit, Soldaten und Arbeitern das Leben zu erleichtern, zu verschönern auch. Während in den Soldatenstuben zur Hauptsache Getränke und kleine Zwischenverpflegungen abgegeben worden waren, mußten hier in erster Linie gesunde und nahrhafte Mahlzeiten bereitgestellt werden. Bei allem Übereinstimmenden stellten die Arbeiterstuben doch viele andere, neue und zusätzliche Probleme; dann improvisierte Else Spiller, und sie lernte durch Erfahrungen.

Eine Arbeiterstube, die der Verband «Soldatenwohl» in Zweidlen einrichtete, mußte bereits im Dezember 1917 wieder geschlossen werden, weil sie defizitär arbeitete. Else Spiller zog die Konsequenz aus diesem Experiment, das vor allem lehrte, daß Arbeiterstuben nur bestehen konnten, wenn die Fabrikleitung bereit war, die Einrichtungskosten sowie die Ausgaben für Licht und Heizung zu übernehmen und ein allfälliges Defizit zu

tragen (Überschüsse sollten zur Ausgestaltung der Stuben verwendet werden). Gewissermaßen als Garantie dafür verlangte Else Spiller, daß 1½ bis 2 Prozent des Umsatzes der Fabrik für eben diese Kosten in eine Zentralkasse gelegt würden. Nur unter diesen Bedingungen war der Verband bereit, die Arbeiterstuben auf Kosten der Fabrikleitung gegen eine Umsatzprovision von 3 Prozent zu führen.

Vom Verband und niemals von der Fabrikleitung empfing die Leiterin der Arbeiterstube ihre Weisungen; ihm war sie für die Geschäftsführung verantwortlich, und ihm hatte sie regelmäßig Bericht abzustatten und monatlich Rechnung abzulegen. Diese Rechnung wurde nach sorgfältiger Prüfung der Belege dem Fabrikherrn vorgelegt.

Am 12. Januar 1918 konnte die erste Arbeiterstube nach dieser neuen Regelung in der Maschinenfabrik Gebr. Bühler in Uzwil eröffnet werden. Bis 1919 standen bereits an die dreißig solcher Wohlfahrtsbetriebe unter der Leitung des Verbandes, mehrheitlich in der Textilindustrie, aber auch in der Maschinen-, der chemischen und der Uhrenindustrie. Anfangs waren die Industriellen, wie seinerzeit die Offiziere, dem Prinzip der alkoholfreien Kantinenführung gegenüber mißtrauisch; sie fürchteten Boykotte durch Arbeiter und Auftraggeber. Tatsächlich machte die Brauerei Haldengut in Winterthur eine größere Bestellung bei Gebr. Bühler in Uzwil rückgängig, als dort die alkoholfreie Arbeiterstube eingerichtet wurde. Kurz entschlossen meldete sich Else Spiller bei Direktor Fritz Schoellhorn. Am Morgen vor der Fahrt nach Winterthur soll sie zu ihrer Nichte gesagt haben: «Heute habe ich eine ganz schwierige Sache durchzuführen.» Am Abend kehrte sie mit einem Arm voll Orchideen heim. Sie hatte Schoellhorn von der Notwendigkeit der alkoholfreien Kantinenführung überzeugen können, und im Gespräch fanden sich viele geistige Berührungspunkte, so daß sie in Freundschaft Abschied nahm.

Genau wie bei den Soldatenstuben zeigte sich auch bei den Arbeiterstuben bald der Erfolg. Auf Bauplätzen, wo der Verband alkoholfreie Kantinen führte, konnten gar die hohen Unfallquoten vermindert werden, und der Bau der Klinik Neumünster im Zollikerberg, wo der Verband erstmals die Kantine führte, wurde in kürzerer Zeit fertiggestellt, als vorgesehen war.

Else Züblin wachte darüber, daß die Arbeiterstuben wohnlich eingerichtet wurden; sie sollten nicht nur Eßräume sein, der Arbeiter sollte sich hier in der kurzen Pause entspannen und erholen können. Die langen Bänke

ohne Rücklehne ersetzte sie durch einfache, aber bequeme Stühle; die vielerorts üblichen Blechteller mußten dem appetitlicheren Porzellan-geschirr weichen; auch Blumen- und Bilderschmuck durften nicht fehlen.

Bald schlossen sich da und dort Gesellschaftsräume an; sie weiteten sich zu Wohlfahrtshäusern. An manchen Orten waren diese Einrichtungen nicht nur den Werkangehörigen zugänglich, sie öffneten sich auch einem weiteren Publikum. Aus den Arbeiterstuben wurden eine Art Gemeindestuben oder Volkshäuser; dies führte verschiedentlich zu Auseinandersetzungen mit der Stiftung für Gemeindestuben. An Orten, wo die Arbeiter aus entfernten Gegenden kamen, mußten Übernachtungsmöglichkeiten geschaffen werden. Aus diesen Logierhäusern entwickelten sich Passanten-hotels, sogar Ferienheime. So war der Verband schon bald in allen Zweigen des Gastgewerbes tätig.

Arbeiterfürsorge

Unvorbereitet war die Schweiz 1914 vom Krieg überrascht worden. Wegen ihrer weltwirtschaftlichen Abhängigkeit wurde sie von allen Schwankungen und Einschränkungen des Weltmarktes ebenso wie die kriegsführenden Staaten betroffen. Mit fortschreitender Kriegsdauer gingen die Einfuhren immer mehr zurück und kamen in der Folge des U-Bootkrieges ab 1917 beinahe zum Stillstand. Die Preise stiegen steil an, der Lebenskostenindex hat sich von 1914 bis 1918 mehr als verdoppelt. Allen voran wurden dadurch natürlich die Arbeitnehmer getroffen. Obwohl die Löhne in einzelnen Industriezweigen etwas erhöht worden waren, machte die Reallohnsenkung bereits 1917 25 bis 30 Prozent aus, und immer noch stiegen die Preise, besonders die Mietzinse und die Lebensmittelpreise. Diese stete Teuerung zusammen mit der teilweisen Arbeitslosigkeit, mit Grippe und wachsender Kriegsnervosität verschärfte die sozialen Spannungen, die sich gegen Ende 1918 im Generalstreik entluden.

Auch nach Kriegsende hielten die weltweite Depression und in ihrer Folge Arbeitslosigkeit und Teuerung an und brachten Not und Elend in viele Arbeiterfamilien. Wie seinerzeit die Soldatenmütter in den Soldatenstuben von der Notlage der Soldatenfamilie gehört hatten, vernahmen nun die Leiterinnen der Arbeiterstuben und Werkskantinen vom Jammer der Arbeiterfamilien. Und wie Else Züblin seinerzeit die Situation sofort er-

faßt hatte, ergriff sie auch jetzt wieder die Initiative. Seit ihrer ersten Amerikareise 1919 schwebte ihr eine intensive Arbeiterfürsorge vor, und mit dem ihr eigenen Fingerspitzengefühl für sozialpolitische Fragen hatte sie von Anfang an erkannt, daß diese von einer neutralen Stelle besorgt werden mußte, von einer Treuhänderin, der beide Seiten, die Arbeitgeber und die Arbeitnehmer, gleichermaßen vertrauen konnten.

Wieder war es die Firma Gebr. Bühler in Uzwil, die ihr als erste 1922 die Schaffung einer Betriebsfürsorgestelle übertrug. Damit begannen sich nun auch die letzten Postulate ihres Sieben-Punkte-Programms zu erfüllen. Seit je hatte Else Züblin gefordert, daß die Arbeiterfürsorge nicht an den Toren der Fabrik Halt machen dürfe; ihr Einfluß mußte vielmehr weit darüber hinausgehen, bis in die Familien der Werktätigen hinein. Else Züblin wollte es nicht dabei belassen, die äußeren Erscheinungen, welche nur die Folgen von Mißständen waren, zu lindern; von der Wurzel her sollte die Not bekämpft werden. Wichtigste Säule der Industriefürsorge war deshalb die Erziehung zur Wirtschaftlichkeit und zur Selbsthilfe. So wurden z. B. in Uzwil Nähnachmittage für Arbeiterfrauen durchgeführt, an denen sie unter Anleitung die ihnen gratis zur Verfügung gestellten Stoffe verarbeiten konnten. Mit Erfolg wurden Koch- und Flickkurse sowie Mütterabende veranstaltet. Während des Zweiten Weltkrieges organisierte Else Züblin vermehrt hauswirtschaftliche Kurse, und eine ganze Reihe von Anleitungsheften für sparsames Haushalten wurde damals vom Verband Volksdienst herausgegeben. Else Züblin wußte dank ihrem durch eigene Erfahrung geprägten sozialen Empfinden und ihrem praktischen Sinn auch da, wo Hilfe gebraucht wurde und wie am besten geholfen werden konnte.

«Schweizer Verband Volksdienst»

Der «Schweizer Verband Soldatenwohl», der seine Tätigkeit nach dem Krieg 1914—1918 in wenigen Jahren auf ganz neue Gebiete verlegt und gewaltig ausgedehnt hatte, bestand immer noch in seiner ursprünglichen Form. Die neuen Aufgaben verlangten eine Organisation bleibenden Charakters. In seiner Sitzung vom 15. März 1920 beschloß das Komitee, sich als einfachen Verein zu konstituieren. Dieser gab sich den Namen «Schweizer Verband Volksdienst» mit den Unterabteilungen Soldatenwohl

und Arbeiterwohl. In der Verbandssitzung vom 7. September 1920 wurden die neuen Statuten genehmigt, und unter dem 10. November 1920 ist der Verband im Handelsregister (H. A. B. 287) eingetragen.

In der Umschreibung der Zielsetzungen des Verbandes wird Else Züblins Geist deutlich erkennbar: «Der Schweizer Verband Volksdienst strebt die soziale Verständigung an. Er fördert die industrielle Wohlfahrt durch Führung des Betriebes industrieller Wohlfahrtseinrichtungen, vornehmlich von Arbeiterstuben, sowie durch den Austausch der Erfahrungen der Industrie auf diesem Gebiet und durch die Pflege eines fortschrittlichen sozialen Geistes. Der Volksdienst stellt sich dabei weder auf die Arbeitgeber- noch auf die Arbeitnehmerseite, er bleibt politisch und konfessionell absolut neutral.»

Mutter ihrer Angestellten

Die Rekrutierung des geeigneten Personals war von Anfang an eine große Aufgabe und ist es bis zum heutigen Tag geblieben. Mit 102 Angestellten hat der Verband 1920 angefangen; fünf Jahre später waren es in seinen zirka fünfzig Betriebsstellen schon 264 und heute (1972) beschäftigt er 3020 Angestellte in 278 Aufgaben.

Um das Wohl ihrer Angestellten, die sie in der großen Volksdienstfamilie zusammenführte, war Else Züblin stets besorgt. Als eine der ersten gab sie seit 1920 eine Personalzeitung heraus, als Forum, in dem in offener Aussprache der Boden geebnet werden sollte, auf dem das Werk blühen und gedeihen konnte. Else Züblin wünschte sich Personal, das Freude an der Arbeit hat und dabei glücklich ist. Sie selbst hatte einst erlebt, wie unglücklich eine unverstandene und ungeliebte Arbeit machen kann, und sie wußte, wie wichtig eine gute Einführung war. Um überdies auch weniger bemittelten Mädchen die Möglichkeit zu geben, im Volksdienst eine beglückende Arbeit zu finden, führte der Verband in den dreißiger Jahren in eigener Regie Schulungskurse für alle im Volksdienst vertretenen Frauenberufe ein, die meist mit einer Prüfung abgeschlossen wurden. Das Diplom wird heute noch, wie Else Züblin dies eingeführt hat, im Rahmen einer kleinen Feier überreicht.

Von ihren Mitarbeitern und Angestellten forderte Else Züblin ganzen Einsatz, und wenn es um Ordnung und Pünktlichkeit oder gar um Ehrlich-

keit ging, verstand sie keinen Spaß. Ihr strenger Blick, ihr Tadel waren bekannt und gefürchtet.

Else Züblin verlangte viel von ihren Untergebenen, doch gab sie ihnen auch Gelegenheit, sich an Konferenzen auszusprechen und zu orientieren und in Kurswochen weiterzubilden. Regelmäßig berief sie die Leiterinnen zu Tagungen, zu Beginn auf die Luziensteig, später im größeren und geeigneten Rahmen auf den Bürgenstock, wohin auch Auftraggeber aus der Industrie und hohe Militärs geladen wurden. Dabei fand sie erneut und immer wieder Gelegenheit, an die Leitgedanken des Verbandes zu erinnern.

Aufgaben und Anerkennung

Ohne in der sogenannten schweizerischen Frauenbewegung mitzumachen, warb Else Züblin durch ihr Beispiel für Frauenemanzipation und Frauenstimmrecht. Dort, wo sie persönlich gebraucht wurde, half sie jederzeit mit. Als Mitglied der FHD-Kommission vermochte sie manch eine der Ideen durchzusetzen, die sie bereits 1938 in einem Entwurf für Weisungen über die Führung von Soldatenstuben und die Organisation der Hilfsdienste dargelegt hatte.

Es war beinahe selbstverständlich, daß sie erste Präsidentin des zivilen Frauenhilfsdienstes wurde. Als einzige Frau saß sie in der eidgenössischen Kommission für Kriegsernährung. Daneben wirkte sie mit ihrem gewohnten unbedingten Einsatz im konsultativen Frauenkomitee und im Aufklärungsdienst des eidgenössischen Kriegsernährungsamtes. Sei es als Präsidentin der Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt» oder im Organisationskomitee der ersten SAFFA, oder später im Vorstand der Bürgschaftsgenossenschaft SAFFA, überall hatte ihr Wort Gewicht, wurde ihre Mitarbeit geschätzt.

Am schönsten durfte sie diese Wertschätzung an ihrem 60. Geburtstag erfahren. Der 1. Oktober 1941 wurde für sie zu einem wahren Festtag. Hunderte von Glückwunschtelegrammen, Karten und Briefen aus allen Kreisen der Bevölkerung bewiesen ihr an diesem Tag Verehrung und Dankbarkeit, Anhänglichkeit und Liebe. Ein Freundschaftskalender vereinigte 365 Blätter von Freunden und Mitarbeitern, allen voran General Guisan und die Bundesräte Minger, Etter und Kobelt. Als hervorragendes Zeichen der Dankbarkeit wurde ihr an diesem Tag «in Anerkennung Ihrer großen

Leistungen im Dienste der Volksernährung und Volksgesundheit» der *Ehrendoktor* der Medizinischen Fakultät der Universität Zürich verliehen. Else Züblin war nach Susanna Orelli die zweite Frau, der diese Ehrung zuteil wurde.

Bereits 1936 hatte ihr der Bundesrat den *Binet-Preis* verliehen «für das hohe Bürgerverdienst, durch den Einsatz Ihrer edlen Persönlichkeit und Ihres großzügigen Werkes unter den Bürgern die gegenseitige Opferwilligkeit entfacht und in den Dienst des Landes gestellt zu haben». Weiter heißt es in der Widmungsurkunde: «Der ‚Volksdienst‘ hat den Frieden und die Eintracht gefördert und durch die Milderung sozialer Not die Liebe zur Heimat gefördert.»

Alle diese Zeichen der Anerkennung und des Dankes überwältigten Else Züblin, und sie verbarg die Freude nicht hinter falscher Bescheidenheit. Sie wollte all das mit ihrem doppelten Einsatz vergelten, aber bald wurde sie leidend. Sie, die seit ihrer Jugend Krankheit nicht mehr gekannt hatte, war während längerer Zeit ans Krankenbett gefesselt. Mit ungemindertem Interesse verfolgte sie weiterhin die Geschicke ihres Werkes, und bis zu ihrem Tod am 11. April 1948 behielt sie Zentralleitung und Präsidium des Verbandes. Sie fand Trost, ja Zuversicht in den Worten von William Booth, dem Gründer der Heilsarmee:

«Gott begräbt seine Arbeiter, sein Werk aber setzt er fort»

Der Kreis der Auftraggeber hat sich im Laufe der Jahre sehr geweitet, und nach Rückschlägen — besonders während der großen Weltwirtschaftskrise der 1930er Jahre — dehnte sich der «Schweizer Verband Volksdienst» stetig aus. Ein enormer Anstieg war schon während des Zweiten Weltkrieges zu verzeichnen; die unsichere Ernährungslage veranlaßte damals viele Arbeitgeber, Werkskantinen einzurichten. Heute gehören zu den Auftraggebern neben industriellen Großunternehmen, Banken und Versicherungen auch staatliche Betriebe, so die SBB, die PTT und die ETH.

Die heutigen Personalrestaurants unterscheiden sich von den früheren Kantinen und Arbeiterstuben durch großzügig konzipierte, modern, ja elegant ausgestattete Eßräume, denen oft noch eine Cafeteria angegliedert ist. Für Direktions- und Besucheressen stehen besondere Räumlichkeiten zur Verfügung.

Angehörige aller Bevölkerungsschichten, Arbeitnehmer aus den wichtigsten Zweigen von Industrie und Handel, Lehrlinge wie Generaldirektoren, Beamte, Studenten und Schüler, ebenso wie Betagte — sie alle gehören zu den täglichen treuen Gästen des Schweizer Verbandes Volksdienst. Nicht zu vergessen sind die Wehrmänner als Besucher der Soldatenhäuser und -stuben. Die unterschiedlichen Bedürfnisse, welche die unterschiedliche Arbeitsweise mit sich bringt, werden in der Menüplanung berücksichtigt, und selbst Diätwünsche werden erfüllt. Neben warmen und kalten Hauptgerichten gibt es meist auch ein reichliches à la carte-Angebot.

Stark im Zunehmen ist in den letzten Jahren die Zahl der Personalrestaurants ohne eigene Küche. Dank der modernen Technik ist es heute möglich, Fertigmahlzeiten aus der Küche eines Großbetriebes, deren Kapazität noch nicht voll ausgelastet ist, zu beziehen und im angelieferten Betrieb auf Eßtemperatur zu «regenerieren». Auch mobile Mahlzeitdienste für alleinstehende Betagte, die einer wichtigen sozialen Forderung unserer Zeit entsprechen, werden aus Volksdienst-Betrieben beliefert.

Die Persönlichkeit

Marie Züblin erzählt, wie sie einst an einer Veranstaltung einem Magier, der die Verfasser von verschlossenen Briefen charakterisierte, einen Brief ihrer Tante vorgelegt habe. Der Magier erfaßte Else Züblin treffend: Es sei kein Mann, aber eine Person, die Fähigkeiten eines Mannes besitze; eine bedeutende Persönlichkeit, die mit vielen Menschen in Kontakt stehe. Sie habe kleine Hände und Füße — eine Aussage, die übrigens der Wirklichkeit entsprach!

Tatsächlich kann man Else Züblin männliche Eigenschaften zuschreiben: kühlrechnender Verstand, Energie, Durchhaltewille und unermüdlige Tatkraft. Nicht ein Schoßhündchen, sondern große Schäferhunde hielt sie in ihrem Haus in Kilchberg. Über lange Jahre hat sie den Kindern ihres Bruders mehr den Vater als die Mutter ersetzt, und nicht nur in der Familie war sie die Respektsperson, der man gehorchen mußte, auch im Volksdienst regierte sie beinahe patriarchalisch; «die Generalin» wurde sie spasseshalber genannt.

Sie war furchtlos und selbstsicher und forderte diese Eigenschaften auch von ihren Mitarbeitern; Zaghaftigkeit und Unentschlossenheit irritierten

sie, da konnte sie fast ungerecht werden. Sonst aber wußte man, daß ihr Tadel gerechtfertigt war; um so mehr zählte ihr Lob, und mit Lob geizte sie nicht.

Als Soldaten*mutter* aber ist Else Züblin in die Geschichte eingegangen. Mit dem männlich Strengen paarte sich bei ihr das mütterlich Milde und die Nächstenliebe, auch Gerechtigkeitssinn und Großzügigkeit.

Auf Bildern wirkt Else Züblin, meist im dunkeln Kleid mit adrettem weißem Kragen, rundlich, durchaus hausfraulich, und erst im näheren Zusehen wird die Ausstrahlung dieser intensiven Persönlichkeit sichtbar, eine Ausstrahlung, die eine Atmosphäre ansteckender Zuversicht verbreitete.

Zwischen ihrem privaten Leben und ihrer Tätigkeit bestand eine intensive Wechselbeziehung, vom Kleinen ins Große, vom Großen ins Kleine. Mit ihrem Familiensinn hat sie als junge Journalistin auf ihre Unabhängigkeit verzichtet, um den Kindern ihres Bruders ein Heim zu geben; später hat sie Soldaten und Arbeitern ein Zuhause geschenkt. Sie hat für Unzählige Gaststätten geschaffen, und auch in ihrem Haus in Kilchberg übte sie eine geradezu orientalische Gastfreundschaft. Viele, mit denen sie beruflich zusammenkam, zählten bald zu ihren Freunden und waren jederzeit willkommen. Sie liebte es, Menschen um sich zu versammeln, und oft wurde an Sonntagen im Kreis von Freunden und Mitarbeiterinnen gejaßt; eine gute Verliererin war Else Züblin allerdings nicht. Zu ihrer Entspannung und zum Zeitvertreib legte sie Patience.

Sie empfand, wie sie selbst sagte, ihr Leben als Geschenk und Pflicht, doch «auch Pflicht ist ein lebendig Ding und will geliebt und verstanden sein». Sie verstand es, ihre Aufgaben und Pflichten zu lieben, und sie war kaum glücklicher, als wenn große Anforderungen an sie gestellt wurden, wenn sie etwas leisten konnte. So unrecht hatte Oberst Heinz Häberlin — der spätere Bundesrat — nicht, wenn er ihr in den zwanziger Jahren schrieb: «Es nimmt mich wunder, ob Sie nicht am liebsten noch einen Krieg hätten, damit Sie wiederum Energien en gros abladen könnten. Oder?»

Moia Schnyder

